

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse

Herausgeber: Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte

Band: 85 (1991)

Buchbesprechung: Rezensionen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen – Comptes rendus

Alfons Zettler, Die frühen Klosterbauten der Reichenau. Ausgrabungen – Schriftquellen – St. Galler Klosterplan. Mit einem Beitrag von Helmut Schlichtherle, Sigmaringen, Thorbecke, 1988 (= Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland, Bd. 3), 362 S., zahlreiche Tafeln und Abbildungen.

Bei dieser Dissertation aus der Schule von Karl Schmid (Freiburg i. Br.) handelt es sich um eine breitangelegte archäologische, bau- und funktionsgeschichtliche Untersuchung der frühen Konventgebäude und des weiteren Klosterbezirks der Abtei Reichenau (Mittelzell). Ausgewertet werden an archäologischem Material hauptsächlich die seinerzeit unveröffentlichten Grabungen von Emil Reisser in den Jahren 1929 bis 1941, ergänzende Erkenntnisse lieferten verschiedene archäologische Beobachtungen und Forschungen von 1980 bis 1983. Unter den umfassend beigezogenen schriftlichen Quellen ragt der auf der Reichenau entstandene St. Galler Klosterplan hervor, dessen idealtypischen Angaben intensiv mit den Funden verglichen werden. Bedingt durch die Zufälligkeiten der lückenhaft und aus heutiger Sicht mit unzulänglichen Methoden durchgeführten Bodenforschungen Reissers, erstreckt sich die Arbeit nur auf einzelne Teile des Klosterbezirks: auf die Infirmerie, den Mönchsfriedhof, die Einzelbestattungen von Äbten und Fürsten, die Schifflande, dann vor allem auf das Klastrum der Mönche, den im Norden des Marienmünsters gelegenen Kernbereich der Abtei. Die Klosterkirche selber wird nur am Rand behandelt. Bereits für die Gründungszeit im 8. Jahrhundert kann im Klastrum eine rechteckige, vierflügelige Anlage nachgewiesen werden. Aufschlussreich sind die sehr ausführlichen Abschnitte über Struktur, Entwicklung und Funktion der verschiedenen Wärmeräume im Konventsbereich (S. 196–249). Insgesamt ist es der sorgfältigen, allerdings etwas redundanten Arbeit gelungen, ein differenziertes Bild des frühmittelalterlichen Klosterkomplexes zu zeichnen. Über die Geschichte der Reichenau (und der immer wieder zum Vergleich herangezogenen Abtei St. Gallen) hinaus liefert Zettler damit neue Erkenntnisse zur Typologisierung und Entwicklung des Klosterbaus in der Karolingerzeit.

Peter Dinzelbacher (Hg.), Wörterbuch der Mystik, Stuttgart, Kröner Verlag, 1989 (Kröners Taschenausgabe, Bd. 456), 530 S.

Le rythme des publications dans les domaines de la spiritualité et religiosité médiévales ne fait que s'accélérer et intéresse un peu tous les grandes historiographies nationales. Dans cette perspective, la littérature qui touche à la mystique chrétienne, médiévale et moderne, occupe une place de choix, comme en témoignent les très nombreuses initiatives en matière d'éditions et traductions de textes. Un phénomène qui semble, là aussi, s'imposer au-delà des frontières linguistiques. Les temps étaient donc mûrs pour tenter d'élaborer un dictionnaire de haut niveau touchant les problèmes historiques et littéraires de la mystique, dans une perspective large. Dans l'excellente collection scientifique Kröners Taschenausgabe (qui vient de publier presque en même temps un *Lexikon der Götter und Dämonen*, édité par Manfred Lurker), Peter Dinzelbacher propose un *Wörterbuch der Mystik* qui mérite attention. Ce dictionnaire n'allie pas seulement, selon le style de la collection, clarté de l'exposition et maniabilité: il excelle aussi dans le dosage entre cohérence des sujets à traiter (thématiques et biographiques) et ouverture historiographique. Le cadre chronologique prend en considération toute l'histoire du christianisme, qui est la religion ici largement majoritaire, considérée dans ses grandes ramifications historiques. Une large place est accordée aux concepts et courants classiques (chiliasme, mystique féminine, mystique et laïcs, mystique protestante, mystique de la Passion, new age, symbolisme, union mystique, etc.), ainsi qu'aux articles biographiques, les plus nombreux. Les articles sont signés par des spécialistes, généralement de niveau international. La mise à jour bibliographique fait de ce dictionnaire un instrument de travail fort agréable, qui complète bien, aussi à cet égard, le *Dictionnaire de spiritualité*.

Lausanne

AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI

Knut Görich, Ein Kartäuser im Dienst Friedrich Barbarossas: Dietrich von Silve-bénite (c. 1145–1205), Salzburg, Institut für Anglistik und Amerikanistik der Universität Salzburg, 1987 (= Analecta Cartusiana, Bd. 53), 153 S., Abbildungen, 2 Karten.

Nicht alle Konversbrüder hochmittelalterlicher Orden gehören zu den Namenlosen der Geschichte und verbrachten ihre Tage in untergeordneter Stellung innerhalb ihrer Klostersgemeinschaft. Waren sie mit entsprechenden Fähigkeiten begabt und von hoher Abkunft, dann konnten sie unter Umständen weit über das Kloster hinaus wirksam werden, zumal sie weniger streng als die Mönche an Klausur und «Stabilitas loci» gebunden waren. Ein solches Beispiel aus dem Zisterzienserorden hat neulich Reinhard Schneider an der Person des Wettinger Konversen und Hofmeisters Werner (Mitte 13. Jh.) dargestellt, der es bis zum Amt eines kurialen Prokurators brachte (in

Festschrift B. Schweineköper, 1982, S. 309–325). Einem noch prominenteren Konversbruder aus dem Kartäuserorden geht die vorliegende Tübinger Akzessarbeit von Knut Görich nach. Dietrich war ein Angehöriger der Staufer; die Quellen erlauben allerdings keine genaue verwandtschaftliche Einordnung und keine Bestätigung der Vermutung, er sei ein unehelicher Sohn Barbarossas gewesen. Wohl 1167 trat Dietrich in die Kartause Silve-bénite (Silva benedicta) im Erzbistum Vienne ein, was ihn aber nicht daran hinderte, in den folgenden Jahren eine rege diplomatische Tätigkeit im Dienst des Kaisers und – in etwas geringerem Umfang – im Dienst des Kartäuserordens zu entfalten. Als Vermittler und Vertrauter Barbarossas wirkte er in der Italienpolitik und bei der Überwindung des Schismas mit, er war in führender Stellung an den Friedensschlüssen von Venedig 1177 und Konstanz 1183 beteiligt. Sein diplomatisches Wirken kann der Verfasser, der den Personenkreis und das politische Umfeld Dietrichs aus den spröden Quellen sorgfältig herausarbeitet, bis ans Ende des sechsten Italienszugs Barbarossas (1186) verfolgen. Den letzten Abschnitt seines bewegten Lebens verbrachte der Diplomat in der Kartause Losa bei Lucca, wo er wahrscheinlich am 20.5.1205 verstarb. Durch die Verknüpfung der Lebensgeschichte Dietrichs mit den bewegten politischen Ereignissen liefert die ansprechende Arbeit einen beachtenswerten Beitrag zur Geschichte des frühen Kartäuserordens und der Diplomatie in der Stauferzeit, aber auch einen interessanten Baustein zu der noch ausstehenden Gesamtdarstellung über die Bedeutung der Konversen innerhalb der hochmittelalterlichen Gesellschaft.

Freiburg

ERNST TREMP

Walter Berschin, Eremus und Insula. St. Gallen und die Reichenau im Mittelalter-Modell einer lateinischen Literaturlandschaft, Wiesbaden, Ludwig Reichert Verlag, 1987, 133 S.

Der Heidelberger Mittellatinist Walter Berschin stellt in der vorliegenden knappgefassten, aber inhaltsreichen Studie die literarische Produktion der beiden berühmten Bodenseeklöster einander vergleichend gegenüber und projiziert sie auf den Fonds ihrer teils parallel, teils konträr verlaufenden Geschichte. Die bekannten Schreiber, Maler, Stifter, Dichter und Schriftsteller der beiden Gemeinschaften portraitiert er in fein gezogenen Strichen und gibt ihnen durch den Vergleich neues Relief. Im Ergebnis erscheint ihm die Augia dives – im Blick auf Walahfrid, Hermann den Lahmen und Bern – den jeweiligen Zeitströmungen aufgeschlossener als St. Gallen, während er das Steinachkloster stärker auf sich selbst bezogen sieht. Dort «macht die Geschichte keine Sprünge. Die Stärke der Abtei liegt in ihrer Kontinuität».

Der angenehm lesbare Text richtet sich auch an den Liebhaber, im Anmerkungsteil finden sich dagegen auch kritische Bemerkungen zum Forschungsstand, etwa zur Diskussion um den St. Galler Klosterplan. Dem

Mediävisten wird die ausführliche, bis ins Spätmittelalter reichende Zeittafel zur Literaturgeschichte beider Klöster nützliche Dienste erweisen, und für die erschöpfende Bibliographie zu ihrer literarischen Tätigkeit wird er dem Verfasser besonders dankbar sein.

Muntelier

CARL PFAFF

Maria Elisabeth Wittmer-Butsch, Zur Bedeutung von Schlaf und Traum im Mittelalter, Krems 1990 (= *Medium Aevum Quotidianum*. Sonderband 1), 400 S. (Vertrieb: Buchhandlung Medieval, Spiegelgasse 29, 8001 Zürich).

La littérature médiévale concernant visions, songes et rêves a été l'objet d'études importantes au cours de ces dernières décennies de la part d'historiens appartenant à des horizons historiographiques différents: R. Manselli, J. Le Goff, P. Dinzelbacher, J.-Cl. Schmitt, R. Lerner, A. Haas, H. Braet et d'autres encore. Ces recherches ont mis en évidence que le cadre interprétatif élaboré par les Pères de l'Eglise joua un rôle fondamental au cours de la période médiévale. Ce n'est certes pas un hasard si l'analyse détaillée de la «Traumtheorie» des auteurs chrétiens – antiques et médiévaux – constitue l'un des points forts de cet ouvrage, qui a été présenté comme dissertation à l'Université de Zurich en 1987. Il faut même savoir gré à l'auteur d'avoir retracé avec clarté et nuance les grandes phases d'une évolution qui n'a pas été aussi linéaire que l'avaient fait penser les synthèses antérieures.

Certaines idées reçues méritent d'être reconsidérées. La méfiance du monachisme occidental envers tout ce qui touche au sommeil et au rêve a certes influencé, à un niveau général, la doctrine médiévale en la matière. La culture cléricale – même au haut Moyen Age – attribue cependant au rêve une «grande dignité», particulièrement évidente lorsque rêve et visions des revenants s'entremêlent. Mais c'est surtout au sein de la réflexion théologique de la scolastique que l'appréhension chrétienne du phénomène du rêve se fait plus riche et positive. Le rêve est mis au service du diagnostic médical; le rêve s'allie à l'astrologie; les manuels d'interprétation des rêves se multiplient. D'une manière générale, les clercs du Moyen Age n'ont jamais mis en doute la possibilité que le rêve contienne un message divin; mais l'Eglise a su toujours garder le contrôle interprétatif sur de telles manifestations nocturnes. D'autre part, l'Eglise ne réussit pas à éliminer complètement la fonction divinatoire du rêve.

Dans une deuxième partie de son ouvrage, l'auteur passe en revue un très grand nombre de textes – appartenant aux genres littéraires les plus importants du Moyen Age (hagiographie, littérature monastique, récits de miracles, littérature mystique, etc.) –, pour démontrer que le phénomène du rêve au Moyen Age correspond aussi à une expérience personnelle (santé, maladie, sexualité, émotions, angoisses, prémonition de la mort, etc.). Histoire du rêve et histoire de l'individu au Moyen Age semblent ici donc se confondre, à

partir d'une relecture des sources très fouillée, qui mérite attention, même si l'on peut se demander si le recours aux méthodes interprétatives modernes (Freud, etc.) est toujours justifié. L'étude du rêve au Moyen Age se situe désormais à des niveaux de lecture extrêmement diversifiés. A noter que l'auteur se concentre exclusivement sur des sources textuelles: le domaine de l'image y est absent (à propos de l'iconographie du rêve voir maintenant l'ouvrage collectif *Träume im Mittelalter*, édité par G. Stabile et A. Paravicini Bagliani, Stuttgart, Belser Verlag, 1989).

Lausanne

AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI

Georgette Epiney-Burgard – Elisabeth zum Brunn, Femmes Troubadours de Dieu, Editions Brepols, s.l., 1988 (= Témoins de notre histoire), 235 p., ill.

Les grands textes de la mystique féminine des XII^e et XIII^e siècles retiennent de plus en plus l'attention de la recherche spécialisée, et du grand public. Fort heureusement, les anthologies offrant des choix de textes en traduction se font plus nombreuses. Le présent volume, doté d'une riche bibliographie, y contribue de manière notable. D'Hildegarde de Bingen sont ici traduites ses lettres à Bernard de Clairvaux, à Guibert de Gembloux et aux prélats de Mayence (ainsi que la réponse de Bernard à Hildegarde). Suit la 2^e Vision du livre II. Mechtilde de Magdebourg est présente avec des extraits de la «Lumière ruisselante de la Déité»; Béatrice de Nazareth avec un choix de textes tirés de la «Vie de Béatrice» et des «Sept Manières»; Hadewijch d'Anvers avec les V^e et VII^e poèmes strophiques, la XI^e Vision, les lettres XVII–XVIII et les «Nouveaux poèmes XVII, XIX et XXVI». L'«Approbatio» et de larges extraits du «Miroir des Simples Ames Anéanties» nous introduisent dans l'œuvre – à tout point de vue singulière – de Marguerite Poret. Les textes eux-mêmes ont été choisis pour mettre en évidence les points communs, au sein d'un mouvement spirituel à première vue complexe et hétérogène. Ces cinq auteurs sont présentés – à chaque fois – par une longue introduction et des notes qui mettent l'accent sur les principaux aspects de leur cheminement spirituel. Les problèmes débattus par l'historiographie sont résumés de manière succincte et précise. Ce petit volume constitue donc une excellente introduction, non seulement aux textes, mais à un domaine de recherche qui devient de moins en moins maîtrisable, à cause de l'abondance de la production historiographique.

Lausanne

AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI

Kaspar Elm (Hg.), Reformbemühungen und Observanzbestrebungen im spätmittelalterlichen Ordenswesen, Berlin, Duncker u. Humblot, 1989 (= Berliner Historische Studien, Bd. 14; Ordensstudien VI), 643 S.

Der vorliegende Band vereinigt Beiträge, die zu drei, 1978, 1979 und 1981 unter dem Titel «Observanz- und Reformbewegungen im spätmittelalterlichen Ordenswesen» vom Arbeitskreis für Vergleichende Ordensforschung am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin veranstalteten Kolloquien ausgearbeitet worden sind. Ihr Ziel ist eine Neubewertung der Geschichte der verschiedenen Orden im Spätmittelalter, die man lange Zeit nur unter den Vorzeichen von Dekadenz und Verfall gesehen hat. Die Neubewertung wird von zwei Polen aus angegangen: erstens aus der Sicht der Orden selbst (I. Mönchsorden – II. Kanonikerorden – III. Ritter- und Hospitalorden – IV. Bettelorden – V. Ordensneugründungen) und zweitens aus der Sicht der an Reform interessierten (oder eben nicht interessierten) kirchlichen und weltlichen Instanzen (VI. Papsttum, Konzilien, Episkopat und Ordensreform – VII. Landesherren, städtische Obrigkeit und Ordensreform). In einem letzten (VIII.) Abschnitt wird nach den Verbindungen zwischen «Ordensreform und Reformation» gefragt. Der reichhaltige Band zeigt, dass wir – und das ist kein Vorwurf – von einer Synthese noch recht weit entfernt sind. So meint etwa Eugen Hillenbrand in einem Beitrag über «Die Observantenbewegung in der deutschen Ordensprovinz der Dominikaner», dass die Einführung der Observanz in einem Dominikanerkloster durchaus im auch materiell verstandenen Interesse der städtischen Obrigkeit lag, während Bernhard Neidiger, «Stadtregiment und Klosterreform in Basel», zum Schluss kommt, dass der städtische Rat daraus allein einen religiösen, nicht aber einen wirtschaftlichen Vorteil zog. Einen ersten, vorsichtigen Schritt in Richtung einer Synthese wagt Kaspar Elm in einem einleitenden Überblick. Am besten charakterisiert man das von ihm gestaltete Buch als unentbehrliches Arbeitsinstrument für jegliche Beschäftigung mit dem spätmittelalterlichen Ordenswesen in den nächsten Jahren.

Freiburg

KATHRIN UTZ TREMP

La Maison de Savoie et le Pays de Vaud, Etudes publiées sous la direction de *Agostino Paravicini Bagliani et Jean-François Poudret*, Lausanne, 1989 (= Bibliothèque historique vaudoise, 97), 296 pp.

L'histoire du Pays de Vaud au Moyen Age et, par conséquent, celle de ses liens avec la maison de Savoie connaissent aujourd'hui un vif regain d'intérêt tant auprès du public que des chercheurs. Les Vaudois qui naguère ont assisté, en la cathédrale de Lausanne, aux solennités inaugurant l'exposition consacrée à la Maison de Savoie en Pays de Vaud l'ont montré par leur nombre. Pourtant, il ne faut pas oublier qu'une telle entreprise repose avant tout sur le travail des historiens qui ont rassemblé les pièces, fait connaître les documents et ont permis, grâce à leurs recherches, de les situer dans leur cadre géographique et leur contexte historique. C'est, en effet, la conception du catalogue qui, loin de se limiter à décrire les pièces exposées, les situe dans

la problématique autour de laquelle était bâtie chaque section de l'exposition.

La Bibliothèque Historique Vaudoise contribue également à ce renouveau en faisant paraître, quasi de conserve, une série d'études consacrées aux rapports qu'entretenaient les Vaudois avec les puissants comtes puis ducs de Savoie, sous le titre *La Maison de Savoie en Pays de Vaud*. Avant de présenter ce recueil publié sous l'égide des professeurs Paravicini Bagliani et Poudret, je veux dire en quoi ce renouveau me paraît profond et salutaire. Depuis plusieurs années, l'étude du Moyen Age vaudois et surtout l'histoire de la domination savoyarde de ce côté-ci du lac Léman connaissent essentiellement deux orientations. La vitalité de l'école que le professeur Poudret a su constituer autour de sa chaire d'histoire du droit a doté l'histoire vaudoise d'une impressionnante série de publications qui, bien souvent et de manières diverses, traitent des liens Savoie-Pays de Vaud, mais, il va de soi, souvent dans une perspective d'histoire du droit, parfois fort restreinte. D'un autre côté, l'histoire de cette période, l'histoire politique notamment, restait principalement l'apanage d'un type particulier d'historiens: je veux parler des chantres de la Ligue Vaudoise qui, depuis des lustres et récemment encore dans l'*Encyclopédie Vaudoise* (1973) ont donné une coloration particulière à ce pan de notre histoire. Leur démarche est, en effet, fondamentalement biaisée par une idéologie omniprésente de sorte que l'image qu'ils donnent du Pays de Vaud savoyard est idéalisée, trompeuse même (cf. Jean-Daniel Morerod, *La Maison de Savoie en Pays de Vaud*, Lausanne 1990, pp. 255–260). Il était grand temps de dépasser une telle spécialisation et surtout de s'écarter d'une histoire par trop engagée, ne laissant, de surcroît, guère de place aux apports de la recherche historique européenne. Voici en quoi ce renouveau me paraît notable et salutaire.

Le volume de la Bibliothèque Historique Vaudoise comprend douze études, chacune consacrée à un domaine précis des rapports Maison de Savoie-Pays de Vaud; il ne s'agit donc pas d'une étude synthétique de l'expansion des Savoie en terre vaudoise. Le cadre chronologique est également lâche: toute la période savoyarde, des origines au déclin lié aux guerres de Bourgogne, y est abordée.

G. Castelnuovo, à la lumière des études récentes consacrées à la noblesse et à son origine, présente la classe dirigeante du Pays de Vaud avant l'hégémonie savoyarde. Aussi définit-il l'origine du pouvoir nobiliaire et ses assises – la noblesse vaudoise apparaît de fait comme une aristocratie – et évoque-t-il les luttes que se livrèrent les grandes maisons afin d'imposer leur domination. Il en ressort que le pouvoir était singulièrement fragmenté, aucune famille ne réussissant à imposer durablement son autorité. Seul l'évêque de Lausanne pouvait regrouper autour de lui la noblesse du pays et exercer sur celle-ci une relative domination grâce à la chancellerie épiscopale notamment.

Quels rapports la noblesse vaudoise entretenait-elle avec la Maison de Savoie au moment où cette dernière s'implantait en Terre vaudoise et quand, par la suite, elle y eut établi sa domination? B. Andenmatten aborde cette

question à partir d'une documentation nouvelle: quelque cent vingt hommages conservés aux archives de Turin. Les premiers résultats de cette vaste étude, qui aboutira à l'édition critique des hommages, ne peuvent que nous inviter à nous réjouir de cette entreprise.

En spécialiste de l'histoire des institutions du Pays de Vaud médiéval, J.-F. Poudret présente une synthèse des très nombreux travaux qu'il a consacrés à ce domaine; y affleurent les opinions qui sous-tendent ses recherches. Ce domaine est également abordé par D. Anex-Cabanis qui, dans un survol historique peu critique, montre le rôle unificateur que jouèrent les franchises de Moudon par leur extension au pays.

Dans une étude fouillée, F. Ciardo et J.-D. Morerod se penchent sur l'expression *Patria Waudi* qui était au XIV^e siècle la façon la plus courante de désigner le pays. Cette expression que l'on croyait remonter au XII^e siècle doit être insérée dans un contexte de faux produits par les La Sarra au début du XIV^e. Son emploi se généralisa un demi-siècle plus tard dans le cadre de l'administration savoyarde. Aussi la thèse d'une patrie de Vaud antérieure à la domination des Savoie et respectée par ceux-ci au fil des temps est-elle caduque. Cette analyse a, en outre, le mérite d'insérer cette étude de portée régionale dans un contexte plus vaste: elle démontre que, loin d'être un particularisme, cette appellation de patrie apparaît ailleurs dans l'état savoyard, pour les provinces bénéficiant d'assemblées particulières, au moment où l'état national se met en place à travers l'Europe.

L'esquisse que P. Dubuis brosse du Valais savoyard (XII^e–XV^e siècles) nous présente une image synthétique et nuancée à la fois de cette partie des terres comtales. Les liens entre le Pays de Vaud et l'Angleterre ont de longue date retenu l'attention de J.-P. Chapuisat; il les évoque dans un article qui nous donne envie d'en savoir un peu davantage.

A plusieurs reprises, Nyon abrita un atelier monétaire savoyard. En numismate, C. Martin présente les frappes issues de cet atelier, mais aussi, grâce à une analyse des documents, le personnel qui y travaillait. Par ailleurs, cette étude précise les tensions qui régnaient entre les Savoie et l'évêque de Lausanne, jaloux de son droit régalien sur la monnaie.

M. Grandjean consacre une étude passionnante au château de Cheneau que Humbert le Bâtard acheta à Estavayer afin d'y établir sa résidence. Ce travail, extrêmement documenté, retrace les différentes phases de construction du château et situe avec précision ce bâtiment dans l'histoire de l'architecture militaire, au sein de la zone piémontaise.

Les comptes de la ville de Nyon fournissent à G. Rapp de nombreuses anecdotes illustrant la situation de cette cité dans le contexte des guerres de Bourgogne. Les chroniques de Savoie de Cabaret, dont C. del Pedro publie pour la première fois des extraits, relatent la conquête du Pays de Vaud par Pierre II. L'image légendaire de «petit Charlemagne» que Cabaret attribua à ce prince marqua pour longtemps l'historiographie vaudoise.

A la suite de sa thèse d'histoire du droit consacrée aux Etats de Vaud (soutenue à Lausanne en 1988), D. Tappy s'impose comme spécialiste de cette institution et des assemblées d'Etat en général. Sa contribution dans le

présent volume est en quelque sorte la prolongation de sa thèse. En effet, D. Tappy y retrace le lent étouffement des Etats à l'époque bernoise et analyse l'importance de leur image dans le discours des révolutionnaires vaudois.

Lausanne

ERIC CHEVALLEY

Frantisek Graus, Pest – Geissler – Judenmorde. Das 14. Jahrhundert als Krisenzeit, Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1987 (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 86), 608 S.

Paru en 1987, *Pest – Geissler – Judenmorde* est devenu la dernière œuvre de Frantisek Graus, bien malheureusement disparu le 1^{er} mai 1989.

Il est difficile d'en rendre compte sans trahir une certaine perplexité: il y a là au moins trois livres à la fois. C'est d'abord une étape de la réflexion d'un grand intellectuel de l'Europe de l'Est, aux prises avec son matériel conceptuel et soucieux de lui donner la finesse et la souplesse nécessaires pour construire un système explicatif qui ne soit pas coupé de la vie et du changement. Il s'agit bien de système, même si toute prétention à la globalité est récusée (pp. 7–12) au profit de la mise en évidence de structures partielles (Teilstrukturen) et de faisceaux de signification (Beziehungsbündeln). C'est aussi une contribution notable à la réflexion théorique sur le concept de crise et la notion de période historique. C'est enfin une étude très détaillée des pogroms et, dans une moindre mesure, du mouvement des Flagellants entre 1348 et 1351, phénomènes qui concernent avant tout la Provence, la Savoie et l'Allemagne. L'auteur les replace dans une histoire longue de l'antijudaïsme, de la «diabolisation» de l'autre, du sentiment religieux et du rapport à l'autorité ecclésiastique.

Ces trois composantes sont très suggestives et semblent faites pour s'enrichir l'une l'autre; il faut un certain temps pour sentir l'influence de partis pris proprement doctrinaires. Prenons l'exemple de la Grande Peste, dont l'importance est minimisée au point qu'elle est considérée comme «une catastrophe parmi d'autres» (p. 35). On a certes abusé depuis une trentaine d'années de la peste comme facteur historique et trop fait de 1350 une rupture, mais la Grande Peste est ici sacrifiée à la théorie, presque lestement, par aversion intellectuelle pour le fortuit: or, rien, évidemment, dans l'histoire européenne ne rendait nécessaire l'arrivée de cette maladie...

Cela ne va pas sans conséquence: ainsi la question du lien chronologique entre pogroms et passage de la peste est-elle évacuée en quelques lignes (qui mentionnent seulement qu'ils l'ont précédée, p. 166), alors que le déploiement des pogroms est exactement le même que celui de l'épidémie. Et l'auteur de regretter de ne pouvoir lier les éclatements de pogroms aux périodes de Pâques ou de Carnaval – qui excitent d'ordinaire l'hostilité contre les Juifs – et de souhaiter davantage de dates de pogroms précisément établies pour

que des explications de cette sorte soient possibles. Il est pourtant très vraisemblable qu'une comparaison minutieuse de ces dates avec celles du passage de la peste établirait l'imminence de cette dernière comme facteur de déclenchement, au moins durant la première période de l'épidémie, où la maladie progressait le long de la vallée du Rhône puis à travers le Plateau suisse, de façon assez régulière et inéluctable. Dans les Etats de Savoie, qui s'étendent tout au long de la progression sud-nord de la peste, les Juifs de Yenne (sur le Rhône) sont mis à mort le 29 juin 1348 (R. Segre, «Testimonianze documentarie sugli Ebrei negli Stati Sabaudi [1297-1398]», dans *Mika'el-Michael*, 4 [1976], p. 312). Or, la peste est à Lyon fin avril (Biraben, p. 165) et à Genève début août (B. Andenmatten/J.-D. Morerod, «La peste à Lausanne au XIV^e siècle...», dans *Etudes de Lettres*, 2-3, Lausanne 1987, p. 26). Passage de l'épidémie et massacre devraient donc être liés, comme le montre aussi le cas des Juifs de La Tour-de-Peilz (sur le Léman), qui périssent le 23 octobre (Graus, p. 161); à cette date l'épidémie progresse le long du Léman: elle atteindra Lausanne au début de novembre et La Tour-de-Peilz sans doute un mois plus tard («La peste à Lausanne...», p. 26).

Ce livre offre par ailleurs une richesse d'informations étonnante: il doit bien y avoir 3000 notes, qui couvrent souvent près de la moitié des pages; les études et les textes cités vont de la culture savante et vulgaire jusqu'à l'érudition locale. On peut pourtant se demander si les parties les plus techniques de l'étude ne nécessitaient pas le recours à des fonds d'archives. L'emploi exclusif de matériaux imprimés est peu grave dans le cas des villes d'une certaine importance, dont les sources sont souvent largement publiées et l'histoire assez précise; il est de plus de conséquence lorsque rumeurs et pogroms se sont développés dans des Etats assez centralisés: l'ampleur des sources a empêché leur publication et l'histoire locale n'offre que des informations partielles, qui ne révèlent pas grand-chose des mouvements d'ensemble suscités par l'Etat. Voilà qui donne à la typologie des pogroms un côté «municipal» peut-être exagéré, parce que l'Allemagne urbaine est ainsi favorisée au détriment de la Savoie centralisée, dont le rôle a pourtant été immense: enquêtes, exécutions judiciaires et pogroms y ont été massivement pratiqués, tandis que le résultat des instructions ouvertes contre les prétendus empoisonneurs était diffusé officiellement, vers la vallée du Rhin notamment. L'histoire de l'Etat savoyard au XIV^e siècle est très mal connue et les sources imprimées rares; seul un recours, même limité, aux comptes de châtelainies aurait pu donner de l'ampleur aux remarques sur le rôle de l'Etat dans la situation savoyarde (voir p. ex. pp. 160 et 161), un tout autre développement aussi à la liste des pogroms. Pour l'ensemble du territoire dominé par la Maison de Savoie, seul le cas de La Tour-de-Peilz apparaît dans cette liste; or, pour la simple région lémanique, les communautés de Monthey, Villeneuve, Evian, Thonon (O. Conne, «Les Juifs du Chablais...», mémoire de lettres (dactyl.), Lausanne 1983, pp. 22-36), Aubonne et Morges (E. Olivier, *Médecine et Santé dans le Pays de Vaud des origines à la fin du XVII^e siècle*, Lausanne 1962, p. 601) ont été détruites. A juger de ces noms glanés ça et là, on devine les résultats d'une enquête documentaire.

A bien des égards, la «conspiration des lépreux et des Juifs» de 1321, construite déjà sur les accusations d'empoisonnements de l'eau, apparaît comme un phénomène précurseur des persécutions de 1348–1351 (v. notamment pp. 299–334). Il faut à ce propos signaler l'article de N. Bériac, «La persécution des lépreux dans la France méridionale en 1321», dans *Le Moyen Age. Revue d'Histoire et de Philologie*, 93 (1987), pp. 203–221. Elle souligne que l'implication des Juifs dans l'affaire de 1321 n'est qu'un placage a posteriori, surtout sensible dans les chroniques: les documents proprement contemporains – ordonnances royales, procès ou comptes de l'année 1321 – n'en parlent pas. On voit tout le profit que, dans la perspective de F. Graus, on tirerait d'une étude de cet élargissement progressif de la rumeur.

Il va de soi que ces quelques remarques, parfois vécilleuses, ne rendent pas justice à la richesse du livre. On se reportera à l'analyse, d'une sympathie très éclairante, qu'en a donnée Jacques Le Goff, «Frantisek Graus et la crise du XIV^e siècle: les structures et le hasard», dans «Zur Erinnerung an Frantisek Graus», actes de la journée d'hommage du 30 novembre 1989, publiés dans *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde*, 90 (1990), pp. 23–33.

Lausanne

JEAN-DANIEL MOREROD

Iso Müller/Carl Pfaff, Thesaurus Fabariensis. Die Reliquien-, Schatz- und Bücherverzeichnisse im «Liber Viventium» von Pfäfers, St. Gallen 1985, 134 S., 9 Abb.

Le célèbre *Liber Viventium* de l'abbaye grisonne de Pfäfers contient des textes écrits du IX^e au XIV^e siècle d'une grande variété. Voilà longtemps que les éditeurs de *libri confraternitatum*, de catalogues de bibliothèques médiévales, d'inventaires de reliques, etc., l'exploitent. Depuis 1973, une édition fac-similé (A. Bruckner, H.R. Sennhauser, F. Perret, *Liber Viventium Fabariensis*, Bâle et Saint-Gall) le met tout entier à disposition des chercheurs et une récente étude en a précisé la signification (A. von Auw, *Liber Viventium Fabariensis: das karolingische Memorialbuch von Pfäfers in seiner Liturgie- und kunstgeschichtlichen Bedeutung*, Bern, Stuttgart 1989).

Les trois études regroupées ici (il s'agit d'un tiré à part de *St. Galler Kultur und Geschichte*, 15) donnent le détail des saints dont des reliques se trouvaient au monastère à la fin du IX^e siècle, des objets cités dans les inventaires du trésor (IX–XII^e siècles) et des livres mentionnés dans ces mêmes inventaires. Il s'agit de contributions techniques très précises; on aurait toutefois tort de n'y voir qu'une sorte d'aide à l'emploi des éditions antérieures de ces listes. La précision de l'information fait de ce volume un véritable instrument de travail; c'est notamment le cas pour l'étude d'objets liturgiques ou pour les problèmes que pose, en Suisse, mais même en Europe, le développement du culte de la soixantaine de saints dont Pfäfers avait des reliques.

Lausanne

JEAN-DANIEL MOREROD

Walter Berschin, Medioevo greco-latino. Da Gerolamo a Niccolò Cusano. Edizione italiana a cura di Enrico Livrea, Napoli, Liguori Editore 1989 (= Nuovo Medioevo 33), pp. XV-392.

La traduzione di un volume dovuto alla penna di uno specialista della filologia latina medievale sarebbe un fatto già di per sé degno di nota. La sorpresa aumenta se si considera il tema che tratta la pubblicazione in questione: le conoscenze del greco nel medio evo occidentale. Uno dei luoghi comuni più diffusi è infatti quello secondo il quale tra il VII e il XIV secolo nessuno (con rarissime eccezioni) sarebbe stato in grado di leggere e capire un testo greco. Bisogna attestare al volume di Walter Berschin, apparso per la prima volta nel 1980 a Berna presso Francke e tradotto ora in italiano, con parecchie modifiche dell'autore e l'aggiunta opportuna di 16 tavole in b/n e di una carta, da Enrico Livrea (l'edizione inglese dal titolo *Greek Letters and the Latin Middle Ages*, Washington DC 1988, si deve a J.C. Frakes) il merito non solo di aver riaperto un incarto chiuso da secoli ma di avere dimostrato che la *communis opinio* riguardante la presenza della lingua greca nel mondo latino è un tipico caso di ricerche fuorviate in partenza da una prospettiva distorta. In effetti, intere generazioni di studiosi hanno cercato inutilmente tracce della ricezione dei classici traendo poi le loro conclusioni sull'abissale ignoranza degli autori presi in esame. Berschin corregge in un punto fondamentale questa lettura: la ragione per la quale l'Occidente latino medievale non legge Omero è che i suoi interessi sono altri. Le conoscenze del greco vengono per esempio applicate all'ambito del linguaggio tecnico delle sette arti liberali, o, in particolar modo, alla sfera del sacro e della liturgia. Il greco è una delle *tres linguae sacrae* di cui parla Isidoro di Siviglia ed è significativo il fatto che la prima vera grammatica greca in Occidente viene redatta da Manuele Crisolora solo alla fine del XIV secolo, mentre in precedenza l'apprendimento del greco si basa sull'utilizzazione di manoscritti biblici (specialmente il Salterio) con testo a fronte o versione interlineare. Il manoscritto bilingue è, anzi, «la tipica forma per il codice greco in Occidente» (p. 51), dove, del resto, fino al XV secolo non esistono grandi collezioni di manoscritti greci (la situazione si modifica poi assai rapidamente: nella biblioteca di Niccolò V, m. nel 1455, la proporzione tra armaria latini e greci è già di 8:4, cfr. L. Gargan in *Le Biblioteche nel mondo antico e medievale*, ed. G. Cavallo, Roma-Bari, 1988, p. 175).

Quanto fin qui detto viene schizzato, dopo una visione d'assieme degli studi sull'argomento dagli Umanisti al XX secolo, nel secondo capitolo del volume, che è contemporaneamente introduzione alla materia e presentazione delle tesi più importanti la cui dimostrazione occupa i successivi dieci capitoli ordinati cronologicamente (rispetto all'originale la divisione in sottocapitoli è qui a tratti diversa, ma la struttura complessiva non ha subito modifiche). Vengono dapprima presi in considerazione (cap. III-V) il mondo tardo antico nella sua interezza geografica e di interessi (letteratura, filosofia, teologia, spiritualità, diritto), e, nel cap. VI, l'Italia alto-bizantina assieme agli «stati marinari dell'Occidente» (Spagna, Irlanda, Inghilterra).

Cuore del volume (e non solo per numero di pagine) è la sezione dedicata all'epoca merovingica, carolingia e ottoniana, di cui l'autore è grande conoscitore (cap. VII–X). La penultima parte è dedicata all'«Alto medioevo», cioè (il concetto è la traduzione non molto felice di «Hochmittelalter») al periodo che va dalla metà dell'XI secolo al 1204, e il volume si chiude con un giro d'orizzonte piuttosto breve sul tardo medio evo e sugli inizi dell'Umanesimo.

Caratteristica peculiare di quest'opera è la capacità dell'autore di conciliare fluidità di scrittura ed erudizione soddisfacendo le esigenze sia del pubblico non specialistico sia degli studiosi. Questi ultimi apprezzeranno la ricchezza del materiale raccolto (la cui completezza è scopo dichiarato dell'autore), la conoscenza approfondita della tradizione manoscritta (ne fa stato l'indice dei manoscritti che l'editore con saggia decisione non ha trascurato), la quale permette a Berschin di stimolare la ricerca anche in questioni di dettaglio, e infine la citazione di un'imponente massa di pubblicazioni (più di 500) messe a frutto dall'autore.

Il volume, che, trattando dell'incontro-scontro tra due mondi, è anche e soprattutto una leggibilissima guida attraverso la letteratura latina del Medioevo, come annuncia l'autore stesso fin dalle prime righe, è generalmente riconosciuto come un contributo importante alla medievistica moderna, perché qui non parla il dotto vecchio stampo che si china quasi controvoglia su quelli che gli sembrano miserevoli resti di uno splendore culturale ormai morto e sepolto (l'atteggiamento, per intenderci, del raffinato Bizantino nei confronti del rozzo Franco), ma lo studioso attento alle peculiarità del pubblico occidentale di cultura latina. Detto altrimenti: la domanda che si pone Walter Berschin non è «Che cosa non hanno saputo i Latini?» ma «Che cosa hanno saputo?». E questo, lo scopriranno in molti grazie a questo libro, non fu poco.

Heidelberg/Bellinzona

MICHELE CAMILLO FERRARI

Nikolaus Grass, Alm und Wein. Aufsätze zur Rechts- und Wirtschaftsgeschichte, hrsg. von Louis Carlen und Hans Constantin Faussner, Hildesheim 1990, 435 S., ill. (Freiburger Veröffentlichungen aus dem Gebiete von Kirche und Staat, Bd. 27), Universitätsverlag Freiburg/Schweiz.

Nikolaus Grass, Österreichs Kirchenrechtslehrer der Neuzeit, besonders an den Universitäten Graz und Innsbruck, mit einem Geleitwort von Alfons Maria Kardinal Stickler, Freiburg/Schweiz 1988, 402 S., Weidmann Hildesheim.

Die vorliegende Sammlung von Aufsätzen des bekannten Innsbrucker Historikers gruppiert sich im Grunde genommen unter drei Themen, die Geschichte der Alpen, die Kultur- und Rechtsgeschichte des Weins sowie das Kirchenrecht der Neuzeit an österreichischen Universitäten. In «Alm und

Wein» sind die wichtigsten einschlägigen Artikel des Forschers in einem Band zusammengefasst. Dies ist zu begrüßen, da die über vier Jahrzehnte umfassenden Arbeiten z.T. an entlegenen Stellen erschienen und die Aufsätze so nur schwer zu beschaffen sind. Es handelt sich um einen Reprint der Aufsätze, was natürlich die Einheitlichkeit der Typographie stört, auf der andern Seite auch den Zugriff zum Originalzitat erleichtert. Die Aufsätze sind nämlich doppelt paginiert. Der Schweizer Historiker und auch Kirchenhistoriker wird es vor allem begrüßen, die Beiträge von Grass zur Geschichte des Alpenwesens hier so schön versammelt zu finden. Erfreulich ist die weite Perspektive des Autors, der immer wieder zu vergleichenden Betrachtungen gelangt, nicht nur ist der Ostalpenraum breit berücksichtigt, es werden immer auch schweizerische Verhältnisse miteinbezogen. Dies ist vor allem für den Schweizer Historiker ein Vorteil, für den es wertvoll ist, dass er immer wieder auf die Verhältnisse der benachbarten Alpen verweisen kann. Zudem ist die solide rechtsgeschichtliche Basis des Autors den einzelnen Beiträgen gut bekommen, da das Einzelfaktum fast immer in einen grösseren allgemeinen Zusammenhang eingeordnet wird. Ein besonderes Schmuckstück ist der Beitrag «Die Almwirtschaft in der Urzeit und im Mittelalter» wie auch der an zweiter Stelle stehende Artikel «Die Almwirtschaft in Geschichte, Volkstum und Recht». Grass vermag auch manch Neues anzubieten zur Rechts- und Kulturgeschichte des Weins, wobei er den Bezug zur Kirchen- und Universitätsgeschichte sehr schön herstellen kann, etwa im Beitrag über den Reliquienwein, den Wein als Ausstattung von Universitäten und als Wein im akademischen Brauchtum. Interessant auch der Beitrag «Der Bischof als Förderer des Weinbaus» und jener über die «Weinversorgung des päpstlichen Hofes im Spätmittelalter», diese vom rein Wirtschaftlichen hinausführend in allgemeinere geschichtliche Zusammenhänge.

Beim zweiten Band, der ebenfalls in Gestalt eines Reprints einzelne spezifische Beiträge des Autors zum österreichischen Kirchenrecht bringt, handelt es sich vor allem um die Würdigung verstorbener akademischer Vertreter dieses Faches an österreichischen Universitäten und Hauslehranstalten. Der Kanonist wird es begrüßen, dass in der Kanonistik eine Information gefunden werden kann über im Ausland teilweise weniger bekannte österreichische Forscher.

St. Gallen

WERNER VOGLER

Theobald Freudenberger, Die Fürstbischöfe von Würzburg und das Konzil von Trient (= Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 128), Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung Münster/Westfalen 1989, 327 S.

Seit Jahrzehnten wird die Geschichte des Konzils von Trient aufgrund der Quellen genau untersucht. Bereits sind die wichtigen Standardwerke zum Konzil erschienen, indes ist es jedoch immer noch möglich, vom territoria-

len Gesichtspunkt aus Ergänzungen zum Thema beizusteuern. Bei der vorliegenden Publikation handelt es sich um die Perspektive des doch bedeutenden Fürstbistums Würzburg. Das Bistum war am Konzil von Trient auf verschiedenen Ebenen und mit verschiedenen Persönlichkeiten vertreten bzw. nicht vertreten, und zwar seit dem Beginn 1542/43 bis zum Abschluss des Konzils von 1562/63. Aufgrund der schriftlichen Dokumentation stellt der Autor die Involvierung Würzburgs in das Konzil sehr detailliert dar, wobei er vor allem auch die Tätigkeit der Abgeordneten Würzburgs und ihre Wirksamkeit im Detail darlegt. Er kann auch am Schluss in einer Gesamtübersicht das Ergebnis vorlegen und zusammenfassen. Deutlich werden die Schwierigkeiten und Hemmnisse der Würzburger Vertreter herausgestellt. Die Studie ist mit einem detaillierten Register versehen, was den Zugriff wesentlich erleichtert. Deutlich gehen auch die alltäglichen Schwierigkeiten des Konzils hervor. Klar ist jedoch auch darauf hinzuweisen, dass aus verschiedenen Gründen keine Würzburger Bischöfe am Konzil vertreten waren, dass aber Weihbischof Flach mitwirkte.

St. Gallen

WERNER VOGLER

Giovanni Pozzi/Claudio Leonardi, Scrittrice mistiche italiane, Genova, Marietti, 1988, 746 p.

L'idée de publier une anthologie de textes provenant de femmes mystiques italiennes – du Moyen Age aux époques modernes et contemporaines – est le résultat d'une étroite collaboration entre le séminaire de littérature italienne de l'Université de Fribourg et les spécialistes de littérature latine médiévale de l'Université de Florence. L'idée (née à l'intérieur même du séminaire) était bonne. Elle nous offre maintenant un recueil fort riche, qui présente un choix ample de textes de 47 mystiques italiennes, dont un bon tiers appartient au Moyen Age. Les XVI^e et XVII^e siècles occupent à juste titre une place importante. Une demi-douzaine forme le dernier groupe (de la Restauration à Vatican II). Plusieurs d'entre elles portent des noms illustres, bien au-delà des frontières italiennes: Claire d'Assise, Béatrice d'Este, Umliana Cerchi, Marguerite de Cortone, Angèle de Foligno, Claire de Montefalco, Catherine de Sienne, Catherine Vegri, Françoise Romaine, Catherine Fieschi, Catherine Ricci, Marie Madeleine de' Pazzi, Gemma Galgani et d'autres encore. Les différents textes se succèdent en ordre chronologique. De très utiles introductions mettent à chaque fois l'accent sur les principales caractéristiques spirituelles de la sainte. Une bibliographie raisonnée – qui s'étend sur la longue durée – clôt ce précieux volume, qui facilite grandement l'accès à un ensemble littéraire de toute première importance. Cet ouvrage constitue même un modèle du genre, à cause de la richesse des textes qui sont ici réunis, comme aussi de la sûreté de la tradition textuelle et des traductions. Lorsque l'original est en latin, il est donné après la traduction. Il faut

savoir gré à l'éditeur d'avoir permis la réalisation d'une anthologie qui rendra de grands services à un moment où la mystique intéresse de plus en plus les chercheurs.

Lausanne

AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI

Werner Vogler (Hg.), Die Kultur der Abtei Sankt Gallen, Zürich, Belser Verlag, 1990, 224 S., 74 Abb.

Au cours de ces dernières décennies, d'importants travaux (A. Bruckner, P. Clavadetscher, J. Duft, H.H. Haefele et d'autres encore) ont considérablement enrichi notre vision du rôle culturel – fondamental – joué par l'abbaye de Saint-Gall au Moyen Age. Il était bon qu'un ouvrage collectif présente un tableau de synthèse qui puisse profiter également à un public cultivé large. Les douze contributions originales réunies dans ce beau volume, richement illustré, prennent en considération les aspects les plus divers de l'histoire de l'abbaye, depuis la splendeur carolingienne jusqu'à l'apogée baroque. L'éditeur scientifique du volume présente (*Skizze der Sankt Galler Abteigeschichte*) un survol alerte de l'histoire de l'abbaye. Dieter Guenich (*Die Sankt Galler Gebetsverbrüderungen*) se penche sur la production de manuscrits consacrés à l'organisation de la memoria. Ivo auf der Maur (*Sankt Gallens Beitrag zur Liturgie*) montre la place occupée par Saint-Gall dans la sauvegarde d'anciennes traditions liturgiques. Les manuscrits saint-gallois comportant de la musique religieuse sont nombreux; ils intéressent toutes les grandes époques de l'abbaye, ainsi qu'en témoigne Johannes Duft (*Der Beitrag des Klosters Sankt Gallen zum kirchlichen Gesang*) qui présente ici un état complet de la tradition manuscrite. Les grandes époques de la *Schriftkultur* saint galloise ont retenu l'attention de Walter Berschin (*Sankt-gallische Schriftkultur*), qui rassemble, dans une deuxième contribution (*Latteinische Literatur aus Sankt Gallen*), des notices sur les nombreux moines écrivains ayant vécu à l'abbaye depuis sa fondation jusqu'au XVIII^e siècle. La reconstitution des étapes de la très importante production manuscrite de l'abbaye est l'objet d'une longue étude de Christoph Eggenberger (*Die Sankt Galler Buchkunst*). Johannes Duft (*Irische Mönche und irische Handschriften in Sankt Gallen*) offre un état de la recherche concernant les manuscrits irlandais. Entre le VIII^e et le XII^e siècle, le programme d'éducation de l'abbaye est caractérisé par une très grande stabilité et continuité, comme le rappelle Peter Ochsenbein (*Lehren und Lernen im Galluskloster*). Le très important apport saint-gallois à la littérature allemande médiévale est l'objet de l'étude de Stefan Sonderegger (*Deutsche Sprache und Literatur in Sankt Gallen*). Les contributions de Heinz Horat (*Die mittelalterliche Architektur der Abtei Sankt Gallen*) et de Hans Martin Gubler (*Die barocke Baukultur der Abtei Sankt Gallen*) sont consacrées, respectivement, à l'étude de l'architecture médiévale et baroque des édifices ecclésiastiques et monastiques saint-gallois.

Lausanne

AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI

Peter Pfrunder, Pfaffen, Ketzler, Totenfresser: Fastnachtsskulturen der Reformationszeit – Die Berner Spiele von Niklaus Manuel, Zürich, Chronos 1989, zugl. Zürich, Universität, Dissertation 1988.

Ausgehend von der Einsicht, «dass Fastnachtsspielforschung ohne Fastnachtsskulturforschung sinnlos ist» (S. 47), untersucht der Verfasser zunächst die eidgenössische Fastnachtsskulturen im 15. und 16. Jahrhundert. Dieser erweiterte Rahmen drängt sich ihm auf, weil es in Bern über die bekannten kaum mehr – auch nicht ungedruckte – Quellen zur Fastnachtstradition gibt (S. 67 mit Anm. 1). Aus der Untersuchung des eidgenössischen Umfeldes wird denn auch tatsächlich deutlich, warum ausgerechnet die katholische Fastnacht zum Termin von reformatorischem Protest und bilderfeindlichen Aktivitäten werden konnte (S. 92–95). Unter dem Einfluss der Vorreformation erhielten alte Fastnachtsbräuche wie etwa das Brunnenwerfen, Pflügen oder eben Spiele und Aufführungen innerhalb von kurzer Zeit neue Funktionen (S. 116f.). Vor diesem Hintergrund kann Pfrunder dann einleuchtend zeigen, dass Niklaus Manuels Spiele als multimediale Spektakel aufzufassen sind (S. 149, s. auch S. 191 und 193f.), die nicht als subversiv zu werten sind, sondern von der Obrigkeit indirekt sogar gefördert wurden (S. 159, s. auch S. 218, 248f.). Hier ist Pfrunder allerdings, wie auch seine einleitende «Chronik der Ereignisse» (insbes. S. 33f.) zeigt, nicht ganz auf dem laufenden über den Stand, welchen die Reformation 1523 in Bern erreicht oder eben noch nicht erreicht hatte (s. dazu Ernst Walder, *Reformation und moderner Staat*, in: *450 Jahre Berner Reformation. Beiträge zur Geschichte der Berner Reformation und zu Niklaus Manuel*, Bern 1980/81 [Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern, Bd. 64/65], 441–583). Auch bei der Erforschung der vorreformatorischen Predigt ist man in Bern etwas weiter, als Pfrunder (S. 147) gemeint hat (s. Kathrin Tresp-Utz, *Gottesdienst, Ablasswesen und Predigt am Vinzenzstift in Bern [1484/85–1528]*, in: *ZSKG* 80, 1986, 31–98). Diese Ergänzungen sollen jedoch nicht sein Verdienst schmälern, die Berner Fastnachtsspiele in ihren fastnächtlichen Kontext zurückgeführt und dort neu gelesen zu haben. Erst vor diesem Hintergrund verstehen wir den Aufzug «Vom Papst und seiner Priesterschaft» als Maskerade, die zugleich entlarvt (S. 204f.), oder ihr Fressen als dasjenige einer Fastnachtsgesellschaft (S. 221). Der Nachweis, dass Fastnachtsspiele «nicht nur äusserlich an den Fastnachtstermin gebunden sind (wie in der Fastnachtsspielforschung immer wieder behauptet wird), sondern auch enge innere Beziehungen zu ihrem karnevalistischen Kontext aufweisen» (S. 245), ist Pfrunder jedenfalls im Hinblick auf die Berner Spiele glänzend gelungen. Das Buch hätte den etwas reisserischen Obertitel (wer ist mit den Ketzern gemeint?) gar nicht nötig gehabt.

Freiburg

KATHRIN UTZ TREMP

Beat Bühler, Gegenreformation und katholische Reform in den stift-st. gallischen Pfarreien der Diözese Konstanz unter den Äbten Otmar Kunz (1564–1577) und Joachim Opser (1577–1594), Separatum aus: St. Galler Kultur und Geschichte 18 (1988). 197 S., 3 Karten.

Diese 1986 in Regensburg eingereichte theologische Dissertation befasst sich mit der Gegenreformation und der Kath. Reform im stift-st.gallischen Territorium. Grundlegend für die Gegenreformation waren die landeshoheitlichen Rechte des Fürstabtes. Im eigentlichen äbtischen Gebiet (zwischen Wil und Romanshorn) konnte der Abt ungehindert an die Rekatholisierung gehen. Einige thurgauische Gerichte/Pfarreien verwaltete er gemeinsam mit den VII eidgenössischen Orten und war zu konfessioneller Rücksicht gezwungen. Dasselbe galt für das Toggenburg und die äbtlichen Niedergerichte im Rheintal, die unter der Landeshoheit der VIII eidgen. Orte standen. Der Zweite Landfrieden von 1531 und der Toggenburger Landfrieden von 1538 bildeten den Rahmen für das äbtliche Handeln in den bikonfessionellen Gebieten. Dort konnten sie nur über das Patronatsrecht das katholische Bekenntnis fördern. Es gelang den Fürstäbten aber, die überregionale Organisation der Reformierten zu verhindern. Die Pfarrgüter und -zehnten in den bikonfessionellen Gebieten wurden nach der jeweiligen Gläubigenzahl aufgeteilt; üblich war die simultane Nutzung der Kirche durch beide Konfessionen. Die katholische Reform wurde auch in der Fürstabtei vor allem als Klerusreform und Aufsicht im Sakramentene Empfang vorangetrieben. Eine der frühesten nachtridentinischen Synoden im Deutschen Reich war diejenige von Konstanz im Jahr 1567. Auch der Abt von St. Gallen nahm daran teil, doch machte er gemeinsam mit den Vertretern aus anderen eidgenössischen Orten einige Vorbehalte, welche im Landfrieden und in der Exemtion begründet waren. Die bischöflichen Pfarrvisitationen und die Mitwirkung der Konstanzer Kurie bei Pfrundvergaben wurde in der Folge von den Äbten beschnitten. Der Einfluss der päpstlichen Nuntien war auch in der Fürstabtei spürbar, allerdings nicht so stark wie in den übrigen katholischen Orten der Eidgenossenschaft. Sie stärkten die Stellung des Abtes gegenüber dem Bischof von Konstanz, zeigten aber für die Bikonfessionalität im Toggenburg und Rheintal wenig Verständnis. Ein nützliches Verzeichnis aller stifts-st.gallischen Patronatspfarreien schliesst diese Arbeit ab.

Der Verfasser hat sich erfolgreich bemüht, die komplexen hoheitlichen, kirchenrechtlichen und religiösen Gegebenheiten im Zeitalter der beginnenden Katholischen Reform darzustellen. Die Quellenlage weist grosse Lücken auf, doch konnte der Verfasser ein lebendiges Bild der Festigung des äbtlichen Einflusses zeichnen. Als nächste Aufgabe ist der ursprüngliche Plan des Autors anzugehen, die lange Regierungszeit von Fürstabt Bernhard Müller (1594–1630) darzustellen, um an das immer noch lesenswerte Buch von J. Duft über «die Glaubenssorge der Fürstäbte von St. Gallen im 17. u. 18. Jahrhundert» anzuschliessen.

Bruna Peyrot, u.a., La Glorieuse Rentrée des Vaudois du Piémont. Histoire d'un peuple héroïque, Morges, Editions Cabédita, 1989 (= Archives vivantes Romandes).

Das vorliegende Buch ist eine Festschrift zum dreihundertsten Jahrestag der Rückkehr der Waldenser in ihre Täler zwischen Turin und Briançon im Jahr 1689. Mit zunehmendem Einfluss Frankreichs auf Savoyen waren die Waldenser auf stärkste von der Widerrufung des Edikts von Nantes betroffen und mussten sich, ebenso wie die Hugenotten, in die Schweiz flüchten. 1689 versuchte indessen eine tapfere Schar von Waldensern, sich wieder in ihren Tälern festzusetzen, ein Erfolg, der nur vor dem internationalen Hintergrund der Glorreichen Revolution in England möglich war. Einige Kapitel des Buches sind aus der italienischen Ausgabe von 1988 (*Il glorioso Rimpatrio dei Valdesi*) ins Französische übersetzt, einige sind neu hinzugekommen, so wahrscheinlich die nützlichen Kapitel über eine Reise in die Waldensertäler und eine kommentierte Bibliographie.

Freiburg

KATHRIN UTZ TREMP

Werner Vogler, Kostbarkeiten aus dem Stiftsarchiv St. Gallen in Abbildungen und Texten, St. Gallen, Verlagsgemeinschaft, 1987, 108 S., ill.

Les très riches fonds du Stiftsarchiv de Saint-Gall sont ici l'occasion d'une promenade à travers les mille et quelques années de l'histoire de l'ancienne abbaye. Le choix des pièces – diplômes, manuscrits, cartes, comptes, etc. – est judicieux; elles sont accompagnées d'un commentaire et d'une notice bibliographique précise. Il peut arriver que l'enthousiasme de l'archiviste le trahisse: le Colbert qui contresigne la lettre de Louis XIV du 8 janvier 1696 – prétexte à tout un développement sur les liens de Saint-Gall avec les grands hommes – n'est certainement pas le «*berühmte Minister*» (pp. 73–75); il n'en demeure pas moins que cet essai de faire revivre l'abbaye est pleinement réussi et constitue une excellente et divertissante introduction à l'histoire et à l'archivistique de Saint-Gall.

Lausanne

JEAN-DANIEL MOREROD

Hans Wicki, Staat – Kirche – Religiosität. Der Kanton Luzern zwischen barocker Tradition und Aufklärung, Luzern/Stuttgart, Rex-Verlag, 1990 (= Luzerner Historische Veröffentlichungen, Band 26), 613 S.

In der traditionellen katholischen Geschichtsschreibung genoss das 18. Jahrhundert keinen guten Ruf. Mit ihm verband sich die Vorstellung

eines Zeitalters, in welchem sich antirömische, aufklärerische, ja unchristliche Tendenzen breit machten und die glorreiche Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts mutwillig zerstörten. Diese ohne Zweifel einseitige Betrachtungsweise geht auf den restaurativen, integralistischen Katholizismus zurück, der sich weigerte, den Schritt ins neue Zeitalter zu vollziehen. Dieser restaurative Katholizismus hatte den Schock der Französischen Revolution nicht bewältigt und deren Errungenschaften nicht akzeptieren können.

Im vorliegenden neuen Band der Luzerner Kantonsgeschichte versucht Hans Wicki, das umstrittene Zeitalter des 18. Jahrhunderts in einem positiveren Lichte zu sehen: «Die aufgeklärte Kirchenpolitik des 18. Jahrhunderts schlechthin kirchenfeindlich und antipäpstlich abzutun, wäre ohnehin zu pauschal. Den Absichten ihrer führenden Vertreter entsprechend wird man sie eher als antiklerikal und antikurial bezeichnen können».

Warum geriet die Luzerner Regierung nach dem verlorenen Zweiten Villmerger Krieg von 1712 in diesen Ruf? Seit der Zeit der Glaubensspaltung des 16. Jahrhunderts lebten die zwei Konfessionen recht und schlecht nebeneinander. Der Stand Luzern war die führende katholische Macht in der Eidgenossenschaft. Seit 1712 begann in den massgebenden Kreisen Luzerns ein Umdenken. Je mehr sich das Staatswesen entwickelte, desto mehr wurde das konfessionelle Prinzip durch die Staatsräson abgelöst. Das hatte zunehmende Konflikte mit der Nuntiatur und der päpstlichen Kurie zur Folge. Im Udligenswilerhandel (1725) ging es um die geistliche Immunität. Im Mittelpunkt des langen Streites stand die Frage, ob es dem Landesherrn gestattet sei, fehlbare Geistliche *ad audiendum verbum principis* vor den Rat zu ziehen und – wenn dieser es als angemessen erachtete – aus dem Lande zu weisen.

Im 18. Jahrhundert verteidigte die Nuntiatur oft Positionen, die den grossen Einsatz nicht immer rechtfertigten. Dauernder Streitpunkt zwischen Staat und Kirche war die umstrittene Steuerfreiheit des Klerus. Die Regierung verordnete 1712 Steuern an Geistliche, um den durch den Zweiten Villmerger Krieg verursachten Schuldenberg abtragen zu helfen. Luzern wollte den gesteigerten Anforderungen des Staatswesens entsprechen und suchte daher regelmässige Einnahmen, die man beim Klerus und bei den Klöstern zu finden hoffte. Der hochmütige Ton des Nuntius und der Kurie, sowie der Widerstand der Klöster riefen nach staatlichen Gegenmassnahmen. Daraus entstand schliesslich die berühmte Streitschrift «*De Helvetiorum iuribus circa sacra*». Die Schrift war wohl antiklerikal, das heisst gegen die steuerliche Bevorzugung des Klerus gerichtet, aber nicht etwa religionsfeindlich. Der Klerus wehrte sich jedoch grossteils vehement für seine privilegierte Stellung der damaligen Zeit. Papst Klemens XIII. setzte die Schrift 1769 auf den Index der verbotenen Bücher.

Die Luzerner Regierung folgte damals dem allgemein gültigen Prinzip «*Cuius regio, eius religio*», das heisst, die Obrigkeit bestimmte über den Glauben ihrer Untertanen und wachte zugleich über die Einhaltung der Kirchengesetze, die zugleich als Staatsgesetze galten. Daraus erwuchs in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts der «Sulzjoggi-Handel», der mit der Hinrichtung des Hauptangeklagten endete.

Im kirchlichen System des nachtridentinischen Katholizismus war der Pfarrer nicht nur Diener des Kultus und beauftragter Verkünder der Heilsgeschichte Gottes. Er war auch verantwortlicher Aufseher über die religiöse Praxis des ihm anvertrauten Pfarrvolkes und zugleich auch Vertreter der zivilen Gewalt der Landesobrigkeit. Indem er seine Gemeinde sittlich und geistig sorgsam überwachte, erwies er sich als zuverlässige Stütze des herrschenden absolutistischen Systems.

Der Respekt vor den religiösen und moralischen Verdikten von Staat und Kirche war auch im 18. Jahrhundert noch weitgehend intakt. Wer die Sonntags- und Osterpflicht missachtete, konnte vom kirchlichen Begräbnis ausgeschlossen werden, was in den Augen des Volkes so viel wie ewige Verdammnis bedeutete. Die Angst der Leute, von der Pfarrgemeinschaft desavouiert zu werden, war noch ungebrochen lebendig.

Im alten Luzern spielten Stifte und Klöster eine bedeutende Rolle. Die frühere Bedeutung Beromünsters schwand im 18. Jahrhundert. Dank der Reformarbeit von Propst Franz Bernhard Göldlin von Tiefenau (1803–1819) und dank dem Wessenberger Konkordat wurde dieser altehrwürdigen Institution eine neue soziale Zielsetzung gegeben. Das Kloster Luzern wurde im 15. Jahrhundert in ein weltliches Kanonikerstift umgewandelt. Dank dem Wessenberger Konkordat erlebte es ebenfalls einen grundlegenden Wandel, indem sieben Kanonikate den geistlichen Professoren an der Höheren Lehranstalt des Kantons Luzern vorbehalten blieben.

Die Zisterzienser-Abtei St. Urban erhielt in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter Abt Malachias Glutz ihre barocken Neubauten der Klosteranlage. 1848 erlebte die Mönchsgemeinschaft durch die radikale Luzerner Regierung ihre Aufhebung. Von den Klöstern der Zisterzienserinnen überlebte einzig Eschenbach.

Die Franziskaner wirkten seit dem 13. Jahrhundert in der Stadt Luzern. Die Barfüsserkirche St. Maria in der Au war ein beliebter Mittelpunkt in der Volksseelsorge und Wallfahrtsort und zugleich die luzernische Ehrendenkmalstätte der eidgenössischen Freiheitsschlachten und Eroberungskriege. Die Franziskaner übernahmen 1630 auch die Wallfahrtsseelsorge in Werthenstein. Mit der Helvetischen Revolution begann für die beiden Franziskanerklöster die fast vierzigjährige Agonie. 1838 erfolgte der grossrätliche Aufhebungsbeschluss für beide Klöster.

Unvergleichlich grössere Ausstrahlung hatte das seit 1577 existierende Jesuitenkollegium. Die Jesuiten kamen auf Veranlassung Carlo Borromeos und Schultheiss Ludwig Pfyffers nach Luzern. Sie führten ein Gymnasium und eine Theologische Lehranstalt. Um 1650 scheiterte die Umwandlung in eine anerkannte Hochschule an Kompetenzstreitigkeiten zwischen Ordensleitung und Nuntiatur. Luzern war der wichtigste Studienort der katholischen Schweiz. Mit der Aufhebung des Jesuitenordens 1773 durch Papst Klemens XIV. erfolgte eine Umgestaltung des Luzerner Kollegiums. Nach dem allmählichen Aussterben der Ex-Jesuiten übernahmen Franziskaner und dann Weltpriester die Schule.

Im Gefolge der katholischen Reform sind auch die Kapuziner nach Luzern gekommen. Sie spielten eine grosse Rolle in der Pfarreiseelsorge, da

sie im Volke ausserordentlich beliebt waren. Kapuzinerinnen entstanden aus den Tertiärinnen, die Ende des 16. Jahrhunderts die Pfanneregg-Reform übernahmen. 1904 verlegten die Schwestern ihr ehemaliges Kloster St. Anna im Bruch auf den Gerlisberg bei Luzern. Die Ursulinen taten sich in der Mädchenbildung hervor; ihre Mädchenschule auf Mariahilf war weit über die Grenzen des Kantons hinaus als vorbildliche Bildungsstätte für heranwachsende Töchter bekannt. In der Helvetik erlebte das Ursulinenkloster ein unrühmliches Ende, und eine Wiederherstellung in der Zeit des Sonderbundes missglückte.

Die Französische Revolution und die Helvetik bedeuten einen tiefgreifenden Bruch in den staatlichen und kirchlichen Rechtsverhältnissen. Die Helvetische Verfassung von 1798 brachte die Glaubens- und Gewissensfreiheit und die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetze. Dazu fielen alle Standesvorrechte, ebenso die geistliche Gerichtsbarkeit und die Steuerfreiheit des Klerus.

Wenn die Mediationsakte den Kantonen ihre umfassenden Hoheitsrechte wieder zurückgab, so kam man nicht darum herum, das Verhältnis von Staat und Kirche neu zu regeln. Die Luzerner Mediationsregierung war jedenfalls gewillt, die Errungenschaften der Helvetik beizubehalten. Zwischen der bischöflichen Kurie und dem Kanton Luzern kam es zu Verhandlungen, nachdem der Plan eines gesamtschweizerischen Konkordates mit dem Ende der Helvetik gescheitert war. Das angestrebte Konkordat bedeutete ohne Zweifel einen kühnen Griff in die kirchliche Rechtssphäre, enthielt aber andererseits auch wahrhaft zukunftsweisende Reformvorschläge, deren Realisierung eine grundlegende Verbesserung der lokalen kirchlichen Verhältnisse und einen echten sozialen und pastoralen Fortschritt bedeutete. Es enthielt zweifelsohne staatskirchlich-josephinische Einflüsse. Unklug war aber die Umgehung von Nuntius Testaferrata, was die spätere Verwerfung des Konkordates durch Pius VII. am 21. Februar 1807 zur Folge hatte. Trotzdem setzte die Luzerner Regierung dieses Konkordat in Kraft, weil die Kurie von Konstanz zum Abschluss zuständig war. Die Übereinkunft von 1806 blieb bis 1931 die Grundlage des luzernischen Staatskirchenrechts. In diesem Zusammenhang versucht der Verfasser zu Recht eine Neubeurteilung des umstrittenen Stadtpfarrers Thaddäus Müller.

Das 18. Jahrhundert ist weitgehend erfüllt von Spannungen zwischen einer katholischen, aber den übersteigerten Ansprüchen der päpstlichen Kurie gegenüber kritisch eingestellten Regierung und einer in absolutistischen Kategorien denkenden Kirche. Das Recht des Herkommens prallte mit dem kanonischen Recht zusammen.

Es ging auch im 18. Jahrhundert um die alte, aus dem Mittelalter stammende Streitfrage, ob sich die Kirche über den Staat stellen oder ob der Staat über die Kirche herrschen könne. Die luzernischen Streitigkeiten sind letztlich nur eine Variante in diesem jahrhundertelangen Kräfteingen zwischen Staat und Kirche. Entschieden wurde diese Frage erst Ende des 19. Jahrhunderts, als Papst Leo XIII. in der Enzyklika «Immortale Dei» in aller Form auf den Fortbestand der mittelalterlichen Kirchenherrschaft verzichtete und die staatliche Souveränität und Eigenständigkeit anerkannte. Jetzt erst war

auch dem Staate zuzumuten, auf Einmischungen in die kirchliche Sphäre zu verzichten.

Hans Wicki hat in jahrelanger mühsamer Arbeit versucht, den Weg des luzernischen Staatswesens im 18. Jahrhundert aufgrund eines ausführlichen und wohldokumentierten Akten- und Literaturstudiums nachzuzeichnen. Dabei kommt er zu einer grundsätzlich positiven Neubeurteilung dieser umstrittenen Epoche. Zusammen mit seiner 1979 erschienenen Geschichte über Bevölkerung und Wirtschaft (Band 9 LHV) liegt nun eine ausführliche Gesamtdarstellung der Geschichte des Kantons Luzern im 18. Jahrhundert vor, die eine gerechte und ausgewogene Würdigung anstrebt.

Meggen

ALOIS STEINER

Johann Ludwig Ambühl, Geschichte des Rheinthals nebst einer topographisch-staatistischen Beschreibung dieses Landes (1805). Mit einer Einführung neu herausgegeben von Werner Vogler, Altstätten, Biene-Bank im Rheintal, 1990, 285 S., 12 Tafelbeilagen.

Rechtzeitig zum Auftakt zur 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft hat Stiftsarchivar Dr. W. Vogler, unterstützt von der «Biene – Bank im Rheintal», einen besonderen historischen Schatz zutage gefördert.

In einem grösseren, von Dr. W. Vogler souverän gestalteten Vorwort werden vorerst die historiographische Leistung Ambühls sowie dessen Werdegang geschildert. Johann Ludwig Ambühl (1750–1800) wurde in Wattwil geboren und war anfänglich als Dorfschulmeister tätig. Entscheidende Impulse für seinen weiteren Lebensweg erhielt er sodann aus der damals berühmten «Moralischen Gesellschaft im Toggenburg», wo er u.a. die Bekanntschaft mit Ulrich Bräker machte. Sein Umzug ins St. Galler Rheintal erfolgte im Jahre 1783, da ihm der reiche Industrielle Jacob Laurenz Custer eine Hauslehrerstelle anbot. Hier fand er nicht nur die Gelegenheit zu Bildungsreisen nach Italien und Frankreich, sondern auch sein schriftstellerisches Talent konnte sich jetzt vermehrt frei und schöpferisch entfalten. Es entstanden Gedichte, die um die Themen Naturunschuld, Hirtenidylle und patriotische Erbauung kreisen, und vor allem sein 1791 erschienenes Drama «Wilhelm Tell», die wohl wichtigste literarische Schöpfung Ambühls. Sie zeichnet sich übrigens durch eine sehr individuelle Stoffgestaltung aus und blieb nicht ohne Wirkung auf die spätere gleichnamige Arbeit Friedrich Schillers. Als aufgeklärter Geist und Sympathisant mit der Französischen Revolution lag ihm natürlich auch der Rückgriff auf die vaterländische Geschichte besonders nahe. Da schon sein Arbeitgeber als geschichtsbewusster Mann eine grosse Zahl historischer Dokumente für das Rheintal zusammengetragen hatte, fügte sich der glückliche Umstand, dass Ambühl seinen neuen Auftrag, eine Geschichte des Rheintals zu schreiben, rasch in die Hand nehmen konnte. Ein solches Unternehmen war gewiss mit grossen Schwierigkeiten verbunden, und Ambühl selbst klagt über die unge-

nügenden Grundlagen und mangelnden archivalischen Materialien, auf welche er seine mühsame Arbeit abzustützen hatte. Er war sich bewusst, dass es sich dabei nur um Bruchstücke, um einzelne Bausteine zur Talgeschichte handeln konnte. Wohl deshalb wählte er für seine Darstellung eine annalistisch-chronikalische Struktur, in welcher er zeitlich streng fortschreitend, dem Leser jeweils einzelne Ereignisse in Erinnerung ruft. Das erste Kapitel, die sogenannte «Rhätische Geschichte» handelt denn auch von der Urzeit über die Antike bis zum Ende der Karolingerzeit. Hoch- und Spätmittelalter vereint er in zwei kleineren Kapiteln und die «Neuere Geschichte des Rheintals» beinhaltet bereits jenen dreihundertjährigen Zeitraum vom Übergang des Rheintals an die 7 Regierenden Orte im Jahre 1490/91 bis zum Zusammenbruch der alten Ordnung im Jahre 1798. Mit besonderem Engagement weiss Ambühl gerade diesen Wendepunkt, den Untergang der Alten Eidgenossenschaft und das Werden des jungen Kantons St. Gallen zu schildern. Es war ihm ja noch eine kurze Zeit selbst vergönnt, hier ins aktive politische Geschehen einzugreifen: 1798 wurde er unter der helvetischen Verfassung Distriktstatthalter im Rheintal und Mitglied des Erziehungsrates des Kanton Sântis.

Von besonderem Reiz ist auch das letzte, fast 50 Seiten umfassende Kapitel, nämlich die topographisch-statistische Beschreibung des Rheintals. Werner Vogler hat den Nachweis erbringen können, dass dieser letzte Teil nicht aus der Feder J.L. Ambühls, sondern aus derjenigen Georg Leonhard Hartmanns stammt. In jedem Fall entdecken wir hier einen interessanten Querschnitt durch die damalige Landesbeschaffenheit und gewinnen Einblick in die wirtschaftlichen, politischen und militärischen Verhältnisse des Rheintals für die Zeit um 1800.

Nicht vergessen seien letztlich die hübschen Illustrationen, um deretwillen der Originalband bei den Liebhabern alter Kupferstiche sehr gesucht ist. Es sind dies hauptsächlich Abbildungen rheintalischer Schlösser und Landsitze sowie zwei reizvolle Aussichten über das untere und obere Rheintal. Karten- und Buchdruck zeichnen sich überdies durch eine sorgfältige und schöne Gestaltung aus. Ein wahrlich festliches Geschenk für alle Rheintaler!

Zürich

THOMAS A. HAMMER

Iso Baumer, Max von Sachsen, Priester und Professor. Seine Tätigkeit in Freiburg/Schweiz, Lemberg und Köln, Freiburg, Universitätsverlag, 1990, 359 S. ill.

Der Verfasser widmet diesen (mittleren) Teil seiner auf drei Bände geplanten Prinz-Max-Biographie der Freiburger Universität zu ihrem 100jährigen Bestehen. Der königliche Spross aus dem Hause Sachsen wurde 1900 nicht zuletzt deswegen als Theologieprofessor nach Freiburg berufen, um dem

Vorwurf der Deutschfeindlichkeit der Universität entgegen zu treten, den die acht reichsdeutschen Professoren durch ihren aufsehenerregenden Exodus 1898 erhoben hatten. Seine Vorlesungstätigkeit umfasste besonders das Fach Liturgik, wobei er bei der Berücksichtigung der ostkirchlichen Riten bald seine eigene Berufung entdeckte, sich für die Union mit den orthodoxen Kirchen zu engagieren. Reisen in den christlichen Orient (1902–1910) vertieften diese Sendung und verschafften ihm reiche Beziehungen. Neben seiner Lehrtätigkeit, wofür er keine Besoldung erhielt – das war mit ein Grund zu seiner Berufung nach Freiburg! –, betätigte er sich seelsorgerlich gerade bei den ärmeren Volksschichten und im Marienheim/Kanisiuswerk. Das allerdings passte nicht allen, und so erwogen gewisse Kreise die Abberufung des wenig über dreissig Jährigen durch Beförderung auf einen Bischofsstuhl oder zum Kurienkardinal.

1910 veröffentlichte Prinz Max in einer neu gegründeten italienischen Zeitschrift einen Artikel über die Frage der Union mit den Ostkirchen. Dieser Beitrag trug ihm eine vatikanische Verurteilung ein. Der Autor versucht, die Hintergründe dieser intrigenreichen Affäre zu erhellen, wobei der hl. Papst Pius X., bei dem Prinz Max persönlich vorsprach, nicht gerade gut wegkommt. Doch der Prinz liess sich dadurch nicht verunsichern. 1910–14 hielt er im Priesterseminar zu Lemberg (ukrainisch-katholische Kirche) Vorlesungen. 1912 wurde er ans Priesterseminar in Köln berufen. Hinter seinem Rücken verhandelte man über seine Berufung auf einen Bischofsstuhl. Zu Beginn des 1. Weltkrieges betätigte er sich als Militärgeistlicher. Wegen seinen pazifistischen Ansichten wurde er allerdings interniert. Die Folgen des Krieges für das sächsische Königshaus bekam auch Prinz Max zu spüren. Als Wohltäter der Armen konnte er nicht mehr aus dem Vollen schöpfen. 1921 berief ihn sein Freund Python erneut nach Freiburg, jetzt aber an die philosophische Fakultät und mit einem Gehalt. Seine teilweise befremdlichen Vorlesungen zogen zwar nur wenige Studenten an. Aber als Seelsorger und stiller Wohltäter in der Stadt und im Kanisiuswerk blieb er bis heute unvergessen. 1951 starb der verarmte Königssohn im Rufe der Heiligkeit.

Da dieser Teil der Biographie nur seine Freiburger Tätigkeit als Professor und Seelsorger und seine auswärtige Lehraufträge umfasst, ist die Darstellung seines Lebens nicht abgerundet. Der geplante erste Band soll die Jugend und die noch fehlenden Zwischenzeiten behandeln. Der abschliessende dritte Band wird Prinz Max als Theologen würdigen. Eines kommt aber bereits zum Ausdruck: Prinz Max war eine hochintelligente, manchmal aber auch eine rätselhafte, ja schrullige Persönlichkeit. Eine gewisse Aktualität besitzt er mit seiner alternativen Lebenseinstellung (u.a. Vegetarismus, Pazifismus, Solidarität mit den Armen). Für die Fragen der Union mit den Ostkirchen dürfte in seinem literarischen Nachlass noch einiges zu holen sein. Mir kam bei der Lektüre dieses spannenden (obgleich oft etwas minutiös ausgearbeiteten) Werkes unwillkürlich die Legende vom vierten König von Edzard Schaper in den Sinn.

Regula Bochsler/Sabine Gisiger, Dienen in der Fremde. Dienstmädchen und ihre Herrschaften in der Schweiz des 20. Jahrhunderts, Zürich, Chronos 1989, 357 S., ill.

Sind Hausangestellte in Drittweltländern noch gang und gäbe, so können sich heute in der Schweiz nur noch wenige den Luxus eines Dienstmädchens leisten. Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts gehörten allerdings auch in unserem Land die Dienstmädchen zum Alltagsbild.

Mit diesen Dienstmädchen und ihren Herrschaften im 20. Jahrhundert befasst sich die in einem leicht lesbaren Stil, lebendig geschriebene und reich illustrierte vorliegende Arbeit. Verarbeitet wurde eine umfangreiche Literatur, Tageszeitungen und Zeitschriften. Viele Informationen stammen aus Interviews mit ehemaligen Hausangestellten. Das vorliegende Buch ist eine Kurzfassung der 1987 von der Philosophischen Fakultät der Universität Zürich angenommenen Dissertation «Städtische Hausangestellte in der deutschsprachigen Schweiz, Zürich 1989».

Der erste und umfangreichste Teil beschäftigt sich mit dem Dienstmädchenleben. Aufgrund zahlreicher Biographien zeichnen die Autorinnen den üblichen Lebensweg und die Erfahrungen der Dienstbotinnen nach. Sie stammten in der Regel vom Land – oft aus dem nahen Ausland – und aus kinderreichen, bedürftigen Familien, die geradezu froh waren, wenn eine Tochter in der Stadt einen kleinen Lohn, Kost und Logis fand. Im allgemeinen wurden sie ausgebeutet und führten eine Art Sklavinnendasein: schwere körperliche und schmutzige Arbeit, keine geregelte Arbeitszeit, minime Freizeit, praktisch kein Privatleben, unter ständiger Kontrolle der bürgerlichen Hausherrin, niedrige Löhne und äusserst bescheidene «Zimmer».

Für die meisten Dienstmädchen – zum überwiegenden Teil junge Frauen – bedeutete ihre Dienstzeit denn auch nur ein Übergangsstadium zwischen Schule und Heirat. Verbesserungen im rechtlich-sozialen Status der Dienstmädchen gab es zwar auf dem Papier, in Wirklichkeit änderte sich aber nicht viel. Eine gewerkschaftliche Organisation kam aus leicht verständlichen Gründen nicht zustande oder blieb in den Anfängen stecken.

In den folgenden zwei Teilen stehen die bürgerlichen Herrschaften, im speziellen die Hausfrau, im Mittelpunkt. Sie war es, die die Dienstmädchen beaufsichtigte, kontrollierte und die Arbeiten koordinierte. Trotz der absoluten Zunahme der Dienstmädchenzahl während den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts vergrösserte sich der «Dienstbotinnenmangel». Denn die aus den ländlichen Gegenden eingewanderten Frauen suchten nun bevorzugt eine geregelte Arbeit in der Industrie und im Dienstleistungssektor. Bürgerliche Hausfrauen – nur noch gut betuchte Familien konnten sich Hausangestellte leisten – mussten nun alle im Haushalt anfallenden Arbeiten eigenhändig erledigen. Eine Folge dieses nun dienstbotenlosen Haushaltes war die Rationalisierung der Haushalte. Den beiden Verfasserinnen gelang mit ihrer Studie in eindrucksvoller Weise ein anschaulicher, umfassender und wertvoller Beitrag zur Sozial- und Frauengeschichte.

Clemens Hegglin / Fritz Glauser (Hg.), Kloster und Pfarrei zu Franziskanern in Luzern. Geschichte des Konventes (vor 1260–1838) und der Pfarrei (seit 1845), Baugeschichte der Kirche. Luzern 1989 (= Luzerner Historische Veröffentlichungen 24/1–2) 420 S. ill., Mappe mit Ausgrabungs- und Sondierungsplänen.

Äusserer Anlass zu dieser «Festschrift» war der Abschluss der Aussen- und Innenrenovation der ehem. Franziskanerkirche in Luzern von 1986 bis 1988. In etwa drei gleich umfangreichen Teilen werden von verschiedenen Autoren die Geschichte des Klosters, die Entwicklung der Pfarrei und kunsthistorische Aspekte der Kirche mit den Ausgrabungs- und Sondierungsergebnissen dargestellt. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein ausführliches Register runden den Band ab.

Fritz Glauser stellt das historische Material zum Barfüsserkloster bis etwa ins Jahr 1600 zusammen. Das erste unzweifelhafte Zeugnis datiert auf das Jahr 1269, wobei sich sicher einige Franziskaner schon früher in Luzern aufgehalten haben. Chroniken des 17. Jh. lassen sogar den hl. Franziskus persönlich in Luzern anwesend sein. Wie in anderen Städten auch suchten die ersten Franziskaner Kontakt mit den führenden Kräften, dem Rat und dem landsässigen Adel. Typisch ist auch die Situierung der Klosteranlage am Rand der damaligen Stadt und der Einbezug in die Stadtbefestigung sowie die relativ grosse Kirche, die lange das grösste Bauwerk der Stadt war. Der Kaufpreis von 155 Silbermark, die die Franziskaner dem Kloster Luzern/Murbach als Grundherrn zahlen mussten, konnten diese leicht aufbringen, was ihren Rückhalt in der Bürgerschaft verdeutlicht. Mönche und Stadtbewohner waren vielfältig miteinander verbunden. Die Mönche versahen den priesterlichen Dienst des Beichthörens, des Messelesens und Predigens, und die Kirche mit zwei Friedhöfen im Klosterareal waren beliebte Begräbnisstätten. Die Gesellschaft war vor allem am Funktionieren des Gottesdienstes, insbesondere des Totenkultes, interessiert. Das Klostergebäude diente als eine Art Wirtshaus, als Gefängnis für geistliche Delinquenten und bis 1575 als Rathaus. Diese Umstände bargen grosse Gefahren für das Klosterleben, die nach einigen vergeblichen Reformversuchen des Rates im 15. Jh. durch die Massnahmen der katholischen Reform im Sinne des Konzils von Trient (1545–1563) teilweise behoben wurden.

Anton Kottman verfasste die Klostersgeschichte der Barockzeit (seit 1600), der ersten Aufhebung in der Zeit der Helvetik und dem endgültigen Untergang des Klosters 1838 (zusammen mit dem Franziskanerkloster Werthenstein). Ordensintern wurde das Kloster aufgewertet und zog auswärtige Franziskaner an, die bei den Jesuiten in Luzern ausgebildet wurden. Trotz der «Konkurrenz» durch Jesuiten und Kapuziner blieb das Kloster auch weiterhin ein geistlicher und gesellschaftlicher Mittelpunkt der Bürgerschaft. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts nahm der Rat zunehmend im staatskirchlichen Sinn Anteil an den klösterlichen Vorgängen, sei es im wirtschaftlichen oder personellen Bereich. Wie in andern Schweizer Klöstern machten nur wenige Mönche vom Angebot der helvetischen Regierung Gebrauch, das Kloster gegen die Entrichtung einer Staatspension zu verlassen. Die Zeit von

der Helvetik bis zur Aufhebung ist von grossen Krisen geprägt, deren Ursachen sowohl im klosterinternen wie staatlichen Bereich liegen. Als letztes der Luzerner Klöster wurde den Franziskanern nach der Helvetik erst 1813 die Novizenaufnahme gestattet, de facto kam erst 1822 ein Noviziat zustande. Zur Zeit der 1838 im Grossen Rat auch mit den Stimmen der Konservativen beschlossenen Aufhebung lebten nur noch 3 Patres und 2 Laienbrüder im Kloster. Die Wirtschaftslage war mit wenigen Ausnahmen in der ganzen Zeit des Bestehens gesund. Die Einkünfte stammten sowohl aus Grundbesitz, Gültkapital und Jahrzeitstiftungen, sowie aus dem Terminieren (Bettel). Beide Autoren haben sich erfolgreich bemüht, ein lebendiges und umfassendes Bild des Klosters in seinen mannigfachen sozialen, religiösen und wirtschaftlichen Verflechtungen mit der Stadt und der Obrigkeit darzustellen. Einzelne Aspekte hätten über die ganze Zeitspanne des Bestehens behandelt werden können (z. B. die Totenfrömmigkeit der Stadtbewohner, Wirtschaft), wodurch die Kontinuität und die Brüche der Epochen deutlicher zum Vorschein gekommen wären. Vor allem scheint in der Zeit nach der Helvetik die Akzeptanz des Klosterlebens im allgemeinen wie auch das Verständnis für den Totendienst der Mönche stark geschwunden zu sein. Die Zeit der Mediation und Regeneration weist in der Schweizerischen Kirchengeschichtsschreibung noch grosse Lücken auf.

Der Buchteil über die Pfarrei St. Maria zu Franziskanern beginnt mit einer Darstellung der Sozial- und Entwicklungsgeschichte des Pfarrgebietes von Markus Trüb. Aus einem ursprünglichen Randquartier entwickelt sich eine moderne City, welche das Pfarreileben entscheidend prägt. Ortsunkundige werden bei diesem Artikel eine Übersichtskarte mit den einzelnen Quartierbezeichnungen vermissen, zumal die ganze Publikation sonst reichhaltig illustriert ist.

Alois Steiner schildert die Entstehung und Entwicklung der Pfarrei, welche über verschiedene kanonische Zwischenstufen erst 1918 definitiv errichtet wurde. Immer war die Seelsorge gewährleistet, nach einem kurzen Zwischenspiel der Jesuiten 1845–1847 waren Weltgeistliche Inhaber des 1850 geschaffenen Kuratbeneficiums. Die jeweiligen Seelsorger waren in der Auseinandersetzung zwischen Konservativen und Liberalen starkem Druck ausgesetzt, besonders in den Konflikten um das 1. Vatikanische Konzil, deren Folge die Errichtung einer von der Stadtgemeinde unabhängigen Kirchgemeinde war. Anfänglich altkatholisch dominiert, brachten die Wahlen von 1879 im Kirchenrat einen Umschwung und somit beruhigte sich das kirchliche Leben etwas. Die Entwicklung im 20. Jahrhundert wird in der Form von Biographien der einzelnen Pfarrer dargestellt, wobei vor allem der innerkirchliche Aspekt zur Sprache kommt, z. B. die durch die rasante Stadtentwicklung hervorgerufene Neugründung von Pfarreien und Kirchen.

Dieselbe Intention verfolgt Urs Altermatt mit seiner Beschreibung und Interpretation der Gestaltung des Kirchenjahres im vorkonziliären katholischen Milieu. Der ursprünglich im agro-liturgischen Rhythmus entstandene Jahreskreis der Feste und Feiern galt auch im städtischen Rahmen und konnte je länger je weniger unter den Bedingungen der Industrie- und Freizeitgesellschaft aufrecht erhalten werden.

Erosionserscheinungen sowohl im liturgischen wie auch im kirchlichen Vereinsleben waren schon vor dem 2. Vatikanischen Konzil bemerkbar. Der jetzige Pfarrer Clemens Hegglin gibt einen guten Überblick über die gegenwärtigen Aktivitäten in der Pfarrei, womit man der veränderten geistigen Situation der letzten Jahrzehnte Rechnung tragen will. Die vermehrte haupt- und nebenamtliche Laienmitarbeit gründet in einem veränderten Kirchenbild und im derzeitigen Priestermangel. Als wichtige Bereicherung des kirchlichen Lebens erweist sich das 1982 eingeweihte Pfarreiheim. Eine besondere Herausforderung stellt das in den letzten 20 Jahren entstandene reine Wohnquartier Obergütsch dar, wofür ein Quartierseelsorger zuständig ist.

Der dritte Teil des Bandes enthält die durch die Renovation gewonnenen neuen Ergebnisse zur Archäologie und Baugeschichte der Franziskanerkirche und ist damit vor allem für Spezialisten wertvoll. André Meyer und Hans-Christian Steiner zeichnen für die aus Sondierungen und Quellenstudium gewonnenen baugeschichtlichen Daten verantwortlich, Anton Kottmann berichtet über die Friedhöfe bei den Franziskanern, Andreas Cueni stellt die Ergebnisse seiner anthropologischen Studien an den aufgefundenen Skeletten vor, und Jakob Bill gibt einen Ausgrabungsbericht mit dazugehörigen Plänen in der beigelegten Mappe. Da es sich um eine sog. «sanfte» Renovation handelte, konnten nicht alle Wünsche der Forscher, besonders der Archäologen, berücksichtigt werden. Im Chor und den Nebenkapellen wurde nicht gegraben und wenig sondiert. Die archäologischen und anthropologischen Forschungsergebnisse bestätigen oft die Aussagen der schriftlichen Quellen. Die drei Beerdigungsorte (Kirche, äusserer Kreuzgang mit Garten/Beinhaus sowie der Garten bei der Antoniuskapelle) waren oft überbelegt. Vor allem vornehme Männer liessen sich in der Franziskanerkirche begraben. Der Band schliesst mit einer 47 Photographien umfassenden Bildokumentation, die zu einem Besuch dieses althehrwürdigen Gotteshauses einlädt, das ein Haus des Gebetes war und ist.

Mariastein

ALBAN NORBERT LÜBER OSB

Heinz Horat, Sakrale Bauten (Ars Helvetica 3), Disentis 1988, 280 S., ill.

Im Rahmen der zum Bundesjubiläum 1991 erscheinenden «Ars Helvetica» befasst sich Heinz Horat mit den sakralen Bauten der Schweiz, wobei er einen originellen Ansatz wählt. Der im Grunde genommen unübersichtliche und unübersehbare Stoff ist in drei Kapitel gegliedert: 1. Die Gemeinschaft der Gläubigen, 2. Orte am Weg, 3. Der geheiligte Raum. So vermag Horat die im Grunde genommen altvertraute Materie neu zu bündeln und ihr eine originelle Darstellung abzugewinnen. Wesentliches Element der flüssig und allgemeinverständlich geschriebenen Übersicht ist die reichhaltige Illustration, die manches Neue bringt und nicht aus dem Gewohnten schöpft. Horat versteht es auch, aus dem engen Korsett der reinen Kunstgeschichte auszubrechen und die Lebenswelt, besonders aber auch geistig-religiöse Faktoren

einzu beziehen. Geschicht hat er eine chronologische Aneinanderreihung von Katalogartigem, Fakten, Daten und Ereignissen vermieden. Ohne Zweifel wird die Publikation Anregung sein, das weite, vielen bekannt vorkommende Feld der kirchlichen Architektur geistig neu zu durchdenken und zu verstehen. Es scheint mir zudem, dass dieser Ansatz auf dem neuen Kirchenverständnis des II. Vatikanums sehr stark auf der Kirche als Gemeinschaft, als Volk Gottes aufbaut und in diese ekklesiologische Perspektive die Sakralbauten einordnet und sie ihr unterordnet. Es ist so zu rühmen, dass der Autor mit frischem Blick das alte Problem angegangen ist. Mit der vorliegenden Publikation können für die weitere Forschung gewiss neue Ansätze eröffnet werden. Auch wenn im einzelnen vielleicht manches anders gesehen werden kann, bleibt es doch ein anregendes Buch, das sich nicht hinter enge traditionelle kirchliche Grenzen zurückgezogen hat, sondern dem Phänomen neue Horizonte eröffnet.

St. Gallen

WERNER VOGLER

Walter Heim, Krise und Neugestaltung des Institutes Bethlehem (1905–1920). Immensee, Missionsgesellschaft Bethlehem, 1989 (= Geschichte des Institutes Bethlehem 5), II, 207 S.

Walter Heim, Die Errichtung des Schweizer Missionsseminars 1921 Immensee, Missionsgesellschaft Bethlehem, 1990, (= Geschichte des Institutes Bethlehem 6), III, 180 S.

Der Immenseer Pater und dortige «Hausarchivar» legt mit diesen beiden Bänden den Abschluss der Gründungsgeschichte des Institutes Bethlehem vor. Sie umfasst die Zeit von 1904 bis 1921. Das sind die entscheidenden Jahre durch viele Krisen hindurch, bis es 1921 zur Gründung des Schweizer Missionsseminars kam, aus dem sich dann im Jahr darauf die heutige Missionsgesellschaft Bethlehem entwickelte. Ihr stand hernach eine ungeahnte Entwicklung und ein fruchtbares Wirken im Dienste der Heidenmissionen bevor. Aber die vorausgehenden Jahre waren harte Prüfungsjahre. Der stets neue Pläne schmiedende Pierre Barral, der initiative Gründer der Apostolischen Schule in Immensee, hinterliess 1907 nach seiner ihm nahegelegten Abdankung ein stark verschuldetes, vielfältiges Torso. Im Auftrag des Churer Bischofs übernahm Pietro Bondolfi dieses gewiss nicht einfache Erbe. Im Laufe der Jahre gelang es ihm, die ärgsten Schwierigkeiten zu meistern. So konnte die Apostolische Schule zu einem deutschschweizerischen Gymnasium ausgestaltet werden. Hingegen hatte die Patres-Gemeinschaft infolge innerer Spannungen (und unklaren Zielvorstellungen) keinen Bestand. Die Situation im und nach dem 1. Weltkrieg gab dem Missionsprojekt erneuten Aufschwung. Der Papsthistoriker und Missionswissenschaftler Joseph Schmidlin, Professor in Münster, schlug ein Schweizer Weltpriester-Missionsseminar vor, das den Missionen neue Kräfte zuführen sollte, nachdem

die neutrale Schweiz vom Krieg verschont worden war. Der Churer Bischof und besonders Regens Antonius Gisler nahmen diese Anregung an. Franz Höfliger wurde als Missionssekretär freigestellt. Neue Pläne wurden geschmiedet, u.a. eine Verquickung mit der damals ebenfalls von Regens Gisler betriebenen Universitätsgründung in Luzern. Der wachsende Mangel an Missionaren in der Nachkriegszeit führte dann ziemlich rasch zur Errichtung des Schweizerischen Missionsseminars durch die römische Propaganda-Kongregation. Die Trägerschaft dafür wurde dann aber nicht, wie vorgesehen, eine Weltpriestergemeinschaft, sondern trotz Klostersverbot der Bundesverfassung die ordensähnliche Missionsgesellschaft Bethlehem. Spirituell blieb sie verwurzelt im Werk, das Barral 1895/96 begonnen hatte. 1992 kann sie auf 70 Jahre zurückschauen. Mit diesen nun abgeschlossenen sechs Bänden, die auf eingehendem Quellenstudium aufgebaut sind, erhielt das (alte) Bethlehem-Werk eine sauber ausgearbeitete Geschichte, wofür dem Verfasser zu danken ist.

Mariastein

LUKAS SCHENKER OSB

Stephan Leimgruber/Max Schoch (Hg.), Gegen die Gottvergessenheit. Schweizer Theologen im 19. und 20. Jahrhundert, Basel/Freiburg/Wien, Herder, 1990, 688 S.

Der Sammelband von Stephan Leimgruber und Max Schoch erfüllt einen langgehegten Wunsch der Schweizer Kirchen- und Theologiehistoriker. Das Buch erschliesst das Wirken von 43 katholischen und evangelisch-reformierten Theologen – eingeschlossen zwei protestantische Theologinnen – im 19. und 20. Jahrhundert. Fast die Hälfte dieser Theologen/innen lebt noch, was den Porträts – aus der Sicht des Historikers – etwas Vorläufiges verleiht. Die Liste des fast 700 Seiten starken Buches geht von Alois Gügler (1782–1827) bis zu Walter I. Hollenweger (geb. 1927). Die Namen von Karl Barth und Hans Urs von Balthasar, Leonhard Ragaz, Oscar Cullmann, Eduard Schweizer, Hans Küng, Roger Schutz, Otto Karrer, Walter Nigg usw. begegnen uns. Im einzelnen enthalten die Essays die Biographie der Theologen, die sozialgeschichtlichen Hintergründe, theologische Hauptgedanken und die Wirkungsgeschichte des Œuvres; sie vermitteln so einen ersten Einstieg. Unter den Autoren finden sich die Namen von profilierten Schweizer Theologen und Kirchenhistorikern wie etwa – auf katholischer Seite – Victor Conzemius, Stephan Leimgruber, Gorges Cottier, Albert Ziegler oder Richard Friedli und – auf evangelisch-reformierter Seite – Rudolf Dellsperger, Max Schoch, Claude Bridel und Robert Leuenberger.

Erinnern wir uns: Theologie wird protestantischerseits an sechs Schweizer Universitäten, nämlich in Zürich, Bern, Basel, Lausanne, Genf und Neuenburg gelehrt; die römisch-katholische Theologie findet sich neben den zu Theologischen Hochschulen avancierten Priesterseminarien von Chur und

Luzern nur an der Universität Freiburg. Seit 1874 existiert an der Universität Bern eine zweite Theologische Fakultät für die christkatholische Kirche. Wie die Herausgeber Stephan Leimgruber und Max Schoch in ihrem Vorwort richtig hervorheben, gingen von der Schweiz im 19. und vor allem im 20. Jahrhundert wichtige Impulse zu neuem theologischen Denken aus. Die einzigartige politische Kultur des Landes brachte eigenständiges Denken hervor. Dabei profilierten sich die Schweizer Theologen besonders durch sozialetisches Interesse. Was die katholische Kirche angeht, wuchsen in der Mitte des 20. Jahrhunderts hervorragende Theologen heran. Zu nennen sind hier etwa Charles Journet, Hans Urs von Balthasar und Otto Karrer, etwas später Hans Küng. Es erstaunt nicht, dass der Band noch kaum Frauen enthält. Marga Bührig und Else Kähler bilden die Ausnahmen. Der katholische Luzerner Theologe Kurt Koch schliesst das Werk mit einem interessanten Ausblick auf die Zukunft der Theologie in der Schweiz ab. Anzumerken ist, dass die Theologen der französischsprachigen Schweiz untervertreten sind.

Man darf den Sammelband von Stephan Leimgruber und Max Schoch als ein faszinierendes Zeugnis kirchlich-theologischen Denkens in der Schweiz bezeichnen. Er hilft, ein Defizit abzubauen, das man in der schweizerischen Kirchengeschichte stark verspürt hat: das Buch bringt den ersten Überblick über die schweizerische Theologiegeschichte anhand von Personenporträts. Ein wichtiges Standardwerk, das die weitere Forschung bestimmt animieren wird.

Freiburg

URS ALTERMATT

Vierhundert Jahre Kapuziner auf dem Wesemlin 1588–1988. Ausstellung im Historischen Museum Luzern, 16. September bis 13. November 1988. Luzern, Historisches Museum, 1988, 116 S., ill.

Dass das Historische Museum Luzern das 400-Jahr-Jubiläum der Gründung des Kapuzinerklosters auf dem Wesemlin zum Anlass einer Sonderausstellung nahm, zeigt die Bedeutung dieses Klosters für die Stadt Luzern und ihre Umgebung. Die dafür ausgearbeitete Begleitpublikation ist aber weit mehr als nur ein Katalog zu einer lokal beschränkten Ausstellung. Der Titel macht das leider nicht ganz deutlich. Die Schau war denn auch breit konzipiert von Franziskus über die Franziskaner und ihre Zweige zu den Kapuzinern der Innerschweiz und dem «Jubiläumsobjekt», dem Wesemlin-kloster. Dann kamen aber auch die Kapuziner aus dem Kanton Luzern und das Kapuzinerinnenkloster St. Anna in Luzern zur Darstellung. Gesonderte Teile der Ausstellung galten den Themen: Kapuziner und Volkskunde und – von überregionaler Bedeutung – Kapuzinerarchitektur. Zu allen diesen Themenbereichen der Ausstellung wurden von Fachleuten Einleitungstexte geschrieben, die diesem Katalog einen über die Ausstellung hinaus bleibenden Wert verleihen. Besonders hingewiesen sei auch auf die sorgfältig erar-

beiteten Karten, z. B. Franziskaner in der Schweiz, und Graphiken, z. B. der Ordensstammbaum. Neue Aspekte für die Schweiz eröffnet gewiss H. Horat mit seinem Beitrag über die Kapuzinerarchitektur. Die schematischen Pläne der Innerschweizer Orte mit Kapuzinerklöstern um 1700 (neun Ortspläne, bei Sursee ist leider der Standort des Klosters ausgefallen) regen zu interessanten Vergleichen an. Beim Betrachten der Karten der Franziskaner (besser wäre Klöster des Franziskus-Ordens, da auch die Frauenklöster erwähnt werden) der Schweiz vor und nach der Reformation (S. 28 f.) fällt das völlige Fehlen von Klöstern im Wallis, in Graubünden und im Basler Fürstbistum auf. Ist das nur zufällig oder hat das mit den ärmeren Bergregionen zu tun, wo Bettelordensklöster wenig Existenzgrundlage fanden? Dass das bedenkenswerte Thema «Kapuziner heute» nicht ausgeklammert wurde, gibt der Publikation einen aktuellen Bezug. Sie ist aber zuallererst ein wertvoller, bleibender Beitrag zur Schweizer Ordensgeschichte.

Mariastein

LUKAS SCHENKER OSB